# NORDISCHE ZEITUNG

## Die Stimme des Artglaubens

Im Einsatz für

- Lebensschutz, insbesondere Überleben unserer Art
- Erhaltung des nordischen Kulturerbes und Förderung einer wesensgemäßen Kultur
- Verwirklichung einer sinnerfüllten Lebensgestaltung



## Inhaltsverzeichnis




### Impressum

Die NORDISCHE ZEITUNG ist die Stimme des Artglaubens. Sie wird von der Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V., Postfach 55709, 22567 Hamburg, herausgegeben und verlegt und erscheint vierteljährlich.

Menschen unserer Art, die Beiträge zur Entwicklung nordischer Anschauungen auf religiösem, weltanschaulichem, kulturellem, erzieherischem, gemeinschaftsbildendem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet geben wollen, steht sie zur Verfügung.

Dabei müssen namentlich gekennzeichnete Beiträge nicht in jedem Falle mit der Auffassung der Schriftleitung oder der Leitung der Artgemeinschaft übereinstimmen.

Schriftleiter und verantwortlich für den Inhalt, soweit Beiträge namentlich nicht gekennzeichnet sind: Jürgen Rieger, Auguste-Baur-Str. 22, 22587 Hamburg. Namentlich gekennzeichnete Artikel verantworten die Verfasser.

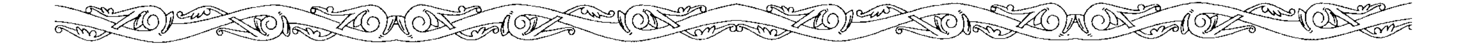
Zahlungen auf das Konto: Die Artgemeinschaft, Postbankkonto 5 28 51-104 Berlin (BLZ 100 100 10). Aus dem postalischen Ausland: unter Angabe des €-Betrages mit Auslandspostüberweisung DE59 1001 0010 0052 8511 04, BIC PBNKDEFF oder Scheck, spesenfrei für den Empfänger.





Wir setzen an den Beginn unserer Jahreszählung nicht die Geburt eines Christus, von dem niemand weiß, ob und ggf. wann er geboren wurde, sondern die Hochblüte des Gestirnheiligtums Stonehenge.

Bezugsgebühr 18,– € jährlich, für Mitglieder und Förderer im Jahresbeitrag enthalten. Bestellungen für nur ein Jahr gelten als automatisch um ein weiteres Jahr verlängert, wenn nicht bis zum 31. 12. gekündigt wird. Wenn innerhalb eines Jahres bestellt wird, werden die bereits erschienenen Hefte nachgeliefert; die Bestellungen gelten immer für ein Kalenderjahr.

Beilagenhinweis: Einer Teilauflage liegen Mitteilungen der Leitung, der Gefährtschaftsbrief und die Einladung zum Gemeinschaftstag bei.

Umschlagbild: Ein Paar Bügelfibeln, alemannisch, ca. 500 n. übl. Ztr.

# Germanisches Erbe im deutschen Brauchtum

Wie kaum eine andere Wissenschaft ist die Volkskunde dazu berufen, zur *Wesenserkenntnis* unseres Volkstums hinzuführen, die Antwort auf die tiefgründige Frage nach dem *Eigenen* unserer Art zu geben. Was ist deutsch, was ist germanisch, was ist unserem Wesen gemäß und Ausdruck dieses unseres Wesens? So lautet die Frage, deren Beantwortung nich tnur wissenschaftliche Bedeutung an sich hat. Sondern die immer klarer werdende Erkenntnis des Arteigenen in unserer Volksgesittung zeigt uns ja zugleich den Weg zum Neuaufbau des deutschen Volkstums in kommenden Zeiten. Denn aus allem Überlieferungsgut erscheint uns nur jenes wert, in die Zukunft zu wirken, das aus eigenem Blute geboren wurde und damit letzten Endes auch der Erhaltung und Reinerhaltung des Volkes dient.

Wenn wir so den Blick nach rückwärts zum Erbe der Väter richten, so tun wir es *niemals* in der Absicht, Formen vergangener Jahrhunderte oder Jahrtausende, die tot sind und nie wieder lebensfähig werden können, künstlich wiedererstellen zu wollen. Das wäre ein Zeichen eigener Schwäche und mangelnden Selbstvertrauens. Aber wir sind dennoch der tiefen Überzeugung, daß wir der Weltanschauung unserer Ahnen und deren Audrucksweise heute ganz einfach deshalb verpflichtet sind, weil wir das Blut dieser unserer Ahnen in uns tragen. Wo aber die Stimme des Blutes von den verschiedensten Gegenkräften langer Jahrhunderte überdeckt werden konnte, da mag man sich mit Recht darauf besinnen wollen, was einstens ihr reiner, ungetrübter Ausdruck war. Und jene im Laufe der Jahrtausende von Dutzenden germanisch-deutscher Geschlechterfolgen – als Audruck ihrer blutsgebundenen Weltanschauung – geschaffenen Lebensformen werden uns oft genug mehr bedeuten, als die einmalige oder zufällige Schöpfung eines Einzelnen unserer Zeit. Das heißt also, daß die zukunftsweisende Lebens- und Feiergestaltung unserer Tage manch wertvollen, durch Jahrhunderte bewährten Zug arteigenen Brauchtums sinngemäß wieder aufgreifen kann und wird. Denn Brauchtum ist für uns ja nicht etwas Nebensächliches, Sinn- oder Wertloses, ein überflüssiges Spiel, sondern „Brauchtum" im letzten Sinne des Wortes ist die seelisch-weltanschaulich bedingte *Lebensgestaltung* der Gemeinschaft. Und unsere heutige Lebens- und Feiergestaltung kann deshalb auch nur das eine Ziel vor Augen haben: dereinst wieder überlieferungsfähiges Brauchtum des ganzen Volkes in all seinen natürlichen Gemeinschaften zu werden.

Eine Reihe für die Arteigenheit entscheidende Züge gibt sich bei der Betrachtung unseres Brauchtums freilich erst zu erkennen, wenn man von dem Umstande ausgeht, daß das Brauchtum glaubensmäßig bedingt ist. Tatsachen aber, wie die, daß der Glaube unserer Ahnen *keines Dogmas, keines Priesterstandes* oder keiner ordensmäßigen *Glaubensorganisation* bedurfte – um dennoch in einem tiefgründigen, das Leben der Gemeinschaft bestimmenden Volksbrauchtum Ausdruck zu finden, solche Tatsachen müssen schlechthin zu Ausgangspunkten und unumstößlichen Grundsätzen auch künftiger Brauchtumsgestaltung werden, wenn anders nicht all diese Versuche vorübergehende Zeiterscheinungen bleiben oder verhängnisvolle Irrwege werden sollen.

Die erste dieser erwähnten Tatsachen, die Freiheit unseres Väterglaubens von dogmatischem Zwang, ist heute weitgehend anerkannt, und keine ernsthafte Wissenschaft wird etwa noch versuchen, gewisse dichterisch gefaßte Züge des Volksglaubens, wie sie in einzelnen Gesängen der Edda vorliegen, vielleicht als die „Bibel" des germanischen Glaubens darzustellen. Das Fehlen eines eigneten germanischen Priesterstandes – mit der *Haupt*aufgabe, den Mittler zwischen dem Menschen und dem Göttlichen zu spielen – gilt gleichfalls als so gut bezeugt, daß keine beachtenswerten Zweifel angewendet werden können. (Hier hat sich die von Cäsar einst getroffene Feststellung, daß die Germanen für ihren „Gottesdienst" keine Priester – wie die Druiden der Kelten – besäßen, vollauf bestätigt. De bello gallico VI.)

Schon uneinheitlicher aber wird die Meinung über die Frage nach vielleicht vorhandenen „kultischen" Bünden bei den Germanen, deren erste und Hauptaufgabe in der Ausübung glaubensmäßig gebundenen Brauchtums bestanden hätte. Ganz abgesehen davon, daß eine solche Glaubensorganisation im Sinne eines verschworenen, geheimnisvollen bis geheimen Ordens im allgemeinen ein für sie verpflichtendes und von ihr zu verbreitendes oder zu verteidigendes Glaubensdogma voraussetzen würde, beruht eine solche Auffassung meines Erachtens in erster Linie auf der Verkennung der Tatsache, daß im freien germanischen Bauernleben die Bereiche des *Glaubens,* des *Rechtes,* der *Arbeit* und der *Sippenpflege,* d. h. der *Arterhaltung,* eine untrennbare *Einheit* bildeten. Eine Einheit im Leben jedes einzelnen, jeder Sippe und jeder größeren Blutsgemeinschaft – so daß eine Wahrnehmung der Glaubensbelange und Brauchtumshandlungen ebensowenig einer bestimmten Gruppe als *Sonderaufgabe* zugewiesen werden konnte, wie vielleicht die Wahrung des Rechtes, die Bestellung des Ackers oder die Erhaltung und Mehrung des Blutes. Der Älteste und Fürher der Sippe, der natürlich erkorene Führer des Stammes, war in *einer* Person Hüter des Brauchtums, Wahrer des Rechtes und Schützer der Art.

Es ist unbestritten, daß diese freibäuerliche Ordnung mit dem Einbruch fremder Mächte und Lehren erschüttert wurde; und die Entrechtung und Wehrlosmachung des Bauern, die Aufrichtung eines eigenen Rechtsvertreterstandes geht ganz sinngemäß Hand in Hand mit der Aufrichtung eines eigenen Priesterstandes und eigener Glaubensorganisationen. Kein Wunder, wenn dann infolgedessen vom Mittelalter ab auch brauchtümliche Erscheinungen festzustellen sind, die das germanische Erbe nicht mehr in reiner Form zum Ausdruck bringen. Kein Zweifel aber auch, daß es dann wissenschaftlich unzulässig ist, solche Erscheinungen unbesehen und unverändert in die germanische Zeit zurückversetzen zu wollen. Und wenn die Gewährsmänner jener mittelalterlichen Berichte gar Geistliche oder Inquisitoren waren, dann wird man ihre Darlegungen mit ähnlichen Vorbehalten aufnehmen müssen wie die Berichte konfessioneller Gegner über andere Konfessionen oder Sekten.

Ich habe diesen mehr zur Quellenkritik gehörenden Punkt absichtlich betont, weil hin und wieder die Neigung besteht, einer von der Pastoraltheologie (d. h. der konfessionellen „Volkskunde") beharrlich gepredigten *Leugnung* des germanischen Erbes in der deutschen Volksgesittung die andere Übertreibung entgegenzustellen: daß nämlich *alle* Erscheinungen des deutschen Volkslebens in Geschichte und Gegenwart *nur* germanischen Ursprungs seien. Auch auf diese – mitunter vielleicht wohlwollende – Auffassung können wir keinerlei Wert legen, denn es liegt auf der Hand, daß sie letzten Endes zum selben Ergebnis führt: mit demselben Recht, mit dem entartete Brauchtumshandlungen des Mittelalters als rein germanische Erscheinung dargestellt würden, könnte man ja bei-



*Bild 1: Sonnwendfeuer.*

spielsweise – im Notfall durch „Analogieschluß“ – auch die furchtbare Verirrung mittelalterlichen Hexenwahns als rein germanisches Erbe „beweisen“ –, und es ist offenbar, daß solche „Forschungsergebnisse“ nichts mehr mit ehrlicher Wissenschaft zu tun hätten.

*

Trotz solcher notwendigen Einschränkung erweist sich die Fülle des germanischen Erbes in unserem Brauchtum – sei es in reiner oder veränderter Form – aber doch von so erstaunlicher Größe, daß jeder halbwegs Eingeweihte darüber beglückt sein muß. Das Fortleben, ja das mitunter ungebrochene und unverdorbene Fortleben germanischer Glaubens- und Brauchtumszüge bis in unsere Zeit, ist jedenfalls schon lange kein „Problem“ mehr, sondern eine ganz schlichte Tatsache.

Sie im Einzelfalle nachzuweisen, ist für die Volkskunde eine Aufgabe sinnvoller Zusammenarbeit mit der Rassen- und Rassenseelenkunde, der Frühgeschichte und Germanenkunde, der Geschichte und Sprachwissenschaft, sowie weiterer angrenzender Forschungszweige. Gewiß mag die Sichtung hin und wieder vor schier unlösbaren Fällen stehen, aber selbst unentwirrbar erscheinende Verknüpfungen werden die heutige, ideale Forderung der Brauchtumsforschung, die Scheidung nach *arteigen* und *artfremd* wenigstens anzustreben, nicht mehr erschüttern können.

Wie schon erwähnt, wird beispielsweise dem Quellenwert und der Beweiskraft mittelalterlicher Schriften aus geistlicher Hand immer eine mehr oder minder große Einschränkung auferlegt werden müssen. Und so bedeutsam für die sogenannte indirekte Beweisführung z. B. kirchliche Verbote heidnischer Feste und Gebräuche auch sein mögen – sie werden doch erst durch weitere Belege, sei es aus Frühgeschichte oder Gegenwart, ihre Bestätigung oder Richtigstellung erfahren müssen. Und sie werden erst Vollgültigkeit erhalten, wenn sie sich ungezwungen in das Artbild des Germanentums – auch rassenseelisch gesehen – einordnen lassen. Wenn so der bekannte „Indiculus“ des Bonifaz, jenes Verzeichnis „abergläubischer und heidnischer Gebräuche“ aus der Mitte des 8. Jahrhunderts, die Quellverehrung, die Flurumgänge, die Ahnenverehrung usw. verbietet, so berechtigt uns dies ohne weiteres zu der Annahme, daß diese Bräuche tatsächlich vorhanden waren, weil wir sie aus frühgeschichtlichen Zeugnissen und aus Zügen des heutigen Volksbrauches bestätigt finden. Wenn aber gleichzeitig die Verehrung von Jupiter und Merkur oder der Zauberglaube für Germanien untersagt wird, dann hegen wir hier berechtigte Zweifel, weil keine anderen Zeugnisse außer diesem kirchlich Herbeigetragenen für das Vorhandensein solcher Züge sprechen. Andererseits erklären sich solche kirchlichen Behauptungen aber – zum Teil wenigstens – aus dem Umstand, daß man bei der sogenannten Bekehrung *aller* Heidenvölker mehr oder minder gleichlautende Formeln benützte, deren Inhalt man aus der eigenen mittelmeerisch-vorderasiatischen Vorstellungswelt nährte. Eine kleine, aber kennzeichnende und deshalb nicht oft genug zu betonende Einzelheit dieser Art liegt doch darin, daß nach *Begriff* und *Inhalt der Teufel* erst von und mit den Geistlichen zu unserem Volke kam!

*

Wenn wir versuchen wollen, uns ein möglichst getreues Bild von Wesensart, Geisteshaltung und Seelenleben unserer germanischen Ahnen zu verschaffen – jenes Bild, das den Hintergrund für ihr und unser arteigenes Brauchtum abgibt –, dann darf man wohl an einer Grunderscheinung niemals vorübergehen: an der einfachen Tatsache nämlich, daß diese Germanen aus innerer, blutsbedingter Notwendigkeit *Bauern* waren. Bauern, die über unbestimmbare Geschlechterfolgen hinweg die ewige Ordnung des Alls im Gesetz von Saat und Ernte, im Wechsel von Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Tod, in dem ewigen Widerspiel göttlicher Kräfte des Sterbens und Wiedergeborenwerdens, *erleben,* und die sich aus der von *ihrem Blute vorgeschriebenen Art* dieses Erlebens und *Anschauens der Welt* ihre *Weltanschauung* errangen, und, wieder *so wie ihr Blut es vorschrieb, den Stil des Lebens* und damit auch ihre *Brauchtumsformen* als Ausdruck ihrer Weltanschauung fanden. Die ewige Ordnung des Alls, nur einem Zwecke, dem *Leben,* dienend, das war ihnen die göttliche Offenbarung, und ihr sittlicher Lebensauftrag war die Einfügung ihres Lebens und ihrer Sippen Leben in diese schicksalsbestimmte Ordnung. In diesem Sinne erscheint auch der Mythos von Ragnarök, der fälschlich sogenannten „Götterdämmerung“, mit all seinen brauchtümlichen Folgerungen nur als Spiegelung des ewigen Geschehens vom „Stirb und Werde“. Denn nach dem Tode Balders, der Einleitung zum großen Sterben, nach dem heldischen Tode alles Lebenden, folgt ja die Wiedergeburt:

> „Seh aufsteigen
> zum anderen Mal
> Land aus Fluten,
> frisch ergrünend:
> Fälle schäumen,
> es schwebt der Aar,
> der auf dem Felsen
> Fische weidet …
> Balder kehrt heim;
> Hödur und Balder
> hausen in Walhall[1].“

Gerade diese Glaubenszüge, die Fällung des Lichten und seine Wiederkehr, Tod des Lebendigen und Wiedergeburt des Lebens, die Versöhnung der beiden schicksalsbestimmten Gegenspieler – diese Züge schwingen doch beispielsweise im Jahreslaufbrauchtum, in Sommer- und Winterspielen immer noch leise fühlbar mit. Entscheidend ist dabei aber immer, daß Gott und Welt nicht Gegensätze sind, daß es keine „Anschwärzung der Natur“ (Heusler)[2] gibt, daß *beide* Gegenpole wie Tod und Leben, Sommer und Winter, erst das bewegende göttliche Leben bedingen, *beide zusammen* die *Ganzheit* des göttlichen Alls ausmachen.

Dieses Erlebnis und *Erschauen* des Alls in uns und um uns als ein Urquell germanischen Glaubens und Brauchtums hat nichts mit „Materialismus“ zu tun – aber ebensowenig mit geheimer, mystischer Verschwommenheit. Und kein Geringerer als Wilhelm *Grönbech* hat



*Bild 2: Das kirchlich gleichgeschaltete Osterfeuer.*



*Bild 3: Fackelschwingen am Fasnachtsfeuer.*

für das Verhältnis des germanischen Bauern zur Natur die trefflichen Worte gefunden:

„Das Wissen von der Natur, das die Menschen besitzen, hat keine Lücke, weil die Beobachtungen nicht aufs Geradewohl, sondern von vornherein unter der Leitung der Überlieferung gesammelt wurden[3].“

Nun liegt vielleicht von bestimmten Seiten der Vorwurf bereit, daß eine solche Auffassung ein bedauerlicher Rückfall in die längst überwundene „Naturmythologie“ zu werden drohe. Aber auch diese Befürchtung ist unbegründet. Quellgötter und Baumgötter, Wolkengötter und Donnergötter sind als Ergebnisse einer nur *einseitigen* Betrachtungsweise heute ebenso widerlegt, wie Vegetationsdämonen und Totendämonen allmählich auch in der Wissenschaft vom arteigenen Brauchtum auszusterben beginnen. Aber eine Erkenntnis steht doch unerschütterlich fest, daß nämlich für die seßhaften Bauern germanischer Zeit das vom Blute her ausgerichtete *Naturerleben* mitentscheidend war, als sich die verschiedensten Erlebnis- und Erkenntnisströme zu Glaubensvorstellungen, zu Sinnbildern des Glaubens, des Erzählgutes und des Brauchtums verdichteten. Denn es ist wohl mit Recht anzunehmen, daß die allgemeingültigen und unsterblichen Sinnbilder unseres Glaubens, die nicht die plötzliche Erfindung eines einmaligen „Stifters“, sondern die gemeinschaftsgebundene *Volks*schöpfung sind, im Laufe dieser Geschlechterreihen oft aus dem *Zusammenwirken mehrerer Glaubenszüge* geboren wurden. Es erschiene somit beispielsweise müßig, sich darüber zu streiten, ob das Osterei Sinnbild der Wiedergeburt des Lebens oder des Naturjahres sei – denn beide, sich nicht widersprechenden Möglichkeiten vertragen sich gut nebeneinander und besagen im Grunde ein und dasselbe! Oder: es ist überflüssig, sich darüber die Köpfe zu zerbrechen, ob die Sinnbildgestalt des sogenannten Schimmelreiters nun nur aus dem Erlebnis des Wintersturmes oder aus der Vorstellung vom Totenführer oder aus dem Glauben an den segenspendenden Erntebringer erwachsen sei. Warum wollen wir nicht duldsam genug sein, all diese *in den Rahmen germanischer Weltanschauung passenden* und durch geschichtliche und gegenwärtige Zeugnisse belegten Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, solange sie nicht einwandfrei zu widerlegen sind? Denn hier hat unsere Duldsamkeit allerdings ihre entschiedene Grenze: Den Versuch, die Brauchtumsgestalt dieses Schimmelreiters vielleicht vom Herrn Bischof Nikolaus aus Myra ableiten zu wollen, müssen wir als *unwissenschaftlich* ablehnen. Und den Vertreter eines ungermanischen Glaubens können wir deshalb als Sachwalter deutschen Brauchtums ebensowenig anerkennen, wie sich etwa die christliche Theologie durch einen Buddhisten vertreten lassen möchte.

Wenn hierbei der Zusammenhang von Glaube, Erzählgut und Brauchtum gestreift wurde, so darf auch dazu kurz Stellung genommen werden. Wir halten es für verfehlt und unzulässig, Bräuche oder Brauchtumsgestalten vielleicht aus dem Volkserzählgut ableiten zu wollen, das überlieferte Wort also *vor die Handlung* zu setzen und so z. B. den Maienkönigsbrauch als dramatische Wiedergabe der Siegfriedsage auszugeben. Wohl aber ist der umgekehrte Fall durchaus hin und wieder denkbar, daß nämlich eine Volkssage auf Grund eines Volksbrauches entstehen kann, wenngleich man auch diesen Weg nicht verallgemeinern sollte. Das Gewöhnliche scheint zu sein, daß das arteigene Brauchtum und teilweise das Erzählgut ihre *gemeinsame Wurzel im Glauben* haben – der seinerseits natürlich in germanischer Welt niemals umgekehrt aus Erzählung oder gar schriftlicher Aufzeichnung oder auch aus dem Brauche *ursprünglich* entstanden sein konnte.

Diese mehr grundsätzlichen Darlegungen abschließend, darf ich auf die bereits gemachten Feststellungen über den Glauben unserer Ahnen zurückgreifen, der als Ausgangsort unseres Brauchtums gilt. *Glauben und Leben* – in all seinen Äußerungen – waren eine *Einheit.* Nicht Asketen- und Einsiedlertum galt als Frömmigkeit nordischer Artung, sondern Arbeit und Dienst an Boden, Sippe und Volk, die Erfüllung aller natürlichen und somit göttlichen Lebensaufgaben galt als „Gottesdienst“. Die lebensbejahende *Tat* ist der Sinn des Lebens und der *Held* eine der höchsten Offenbarungen des Göttlichen, Willensträger der heiligen Vorsehung.

Wenn wir aber den „Menschen der Tat“ als arteigenes Wesensmerkmal erkannt haben, dann eröffnet es sich als selbstverständlich, daß germanische Bauernfrömmigkeit und deutsche Volksfrömmigkeit eine *Frömmigkeit der Tat* und nicht der Litaneien ist. Ja das mag uns vielleicht die andere Erscheinung etwas näherbringen: daß sich diese Frömmigkeit an Lebens- und Jahreshöhepunkten, im Feste unserer Art, auch in tätigen *Handlungen*, in gestalteten Bräuchen äußert. Daß sie des gesprochenen oder gar erklärenden Wortes entbehren kann, dafür aber in Sinnbildern spricht, die der Verstand nie restlos erklären kann – dann wären sie Allegorie – und die trotzdem den gläubigen Herzen des



*Bild 4: Osterwasserholen.*



Bild 5: Der Wasservogel. Ein Sinnbild aus dem bayerischen Frühlingsbrauchtum.

Volkes allgemeingültig, sonnenhell und bedeutungsvoll sein können und nicht unenträtselbar – sonst wären sie Magie und Zauber. Es mag am Platze sein, in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam zu machen, daß die Feier (und in ihr das Brauchtum) unserer Ahnen zum wesentlichen Teile in Gottes freier Natur und niemals in lichtlosen Katakomben als ebenso lichtscheuer „Kult" vor sich gingen. Umgekehrt aber hat man durch bewußtes oder fahrlässiges Hineinlesen und Hineintragen artfremder Dämonenvorstellungen in unser Brauchtum immer wieder versucht, dieses zu einer mystischen oder magischen Kultangelegenheit zu stempeln und unseren arteigenen Sinnbildern im Brauch den *Zweck* einer kultischen Dämonenbannung unterschoben.

Der Begriff des *„Sinnbildes"* im Brauchtum kann ruhig ganz weit gefaßt werden. Er beginnt bei den einfachen Zeichen, die die Volkskunst in mannigfacher Weise erhalten hat, schließt Gegenstände, Mensch und Tier in sinnbildlicher Verwendung ein und endet schließlich bei der sinnbildlichen Handlung wie Tanz, Festmahl, Umgang usw.

Ich will im folgenden versuchen, solche wesentlichen Festbestandteile und -grundsätze aus germanischer Zeit in einigen heutigen Volksbräuchen darzustellen – jedoch nicht, ohne auf jene kleine, aber grundlegende Schrift verwiesen zu haben, die die großen nordisch-indogermanischen Zusammenhänge erbringt: Karl v. Spieß: „Das arische Fest"[4]. Dort werden auch als Wesenszüge des Festes unserer Art die altüberlieferten Bestandteile von *Feuer, Wasser, Baum, dramatischer Vorführung, Mahl* und *Ahnenverehrung* herausgestellt, und mehr oder minder gut sind diese Sinnbilder und Handlungen – freilich nur noch selten alle gemeinsam – in heutigem Volksbrauch anzutreffen.

## Das Feuer

Zu den kennzeichnendsten Bestandteilen unseres brauchtümlichen Festes gehört heue noch das *Feuer*, „der Sonne Bild" (Edda) (Bild 1). Als Feuer an den Sonnenwenden flammt es wieder überall auf; im Bauernbauch war es – wenn auch oft unter konfessionalisierten Bezeichnungen – stellenweise erhalten geblieben. In Frühlingsfeuern, Beekenbrennen, Fasnachts- und Funkenfeuern, Oster- und Maifeuern ist es außerdem noch lebendig, und als letzte Reste einiger Herbstfeuer klingen die herbstlichen Lampenumzüge Nord- und Westdeutschlands aus. In Nordbrabant, in Venlo, ja auch in Geldern steckte man vordem sogar Lichter auf den Maibaum[5], und auf dem Weihnachtsbaum treffen wir sie heute wieder an. Die Bedeutung des Feuers in germanischer Zeit ist unbestritten. Das sogenannte Nodfeuer wurde unter Bonifaz wiederholt verboten und kirchliche wie behördliche Verbote der Feuerbräuche erneuern sich bis in unsere Zeit herein. Bekannt ist jene Antwort des Papstes Zacharias vom 4. November 751 n.ü.Ztr. auf eine Anfrage des Bonifaz[6], die besagt, daß damals die heidnischen Osterfeuer in Rom noch unbekannt waren. Schon hundert Jahre später sind sie aber für die kirchliche Liturgie gleichgeschaltet, und heute wird in katholischen Gegenden das Osterfeuer noch vom Pfarrer geweiht (Bild 2).

Zum mannigfachen Feuerbrauchtum, zu Fackelläufen und Fackelschwingen (Bild 3) gehört noch das Scheibenschlagen, in dem wir eine sinnbildliche Glückwunschhandlung erblicken dürfen, und die die Handlung begleitenden Verse enthalten Wünsche für Flur und Saat, zugleich aber auch für die Liebste des Burschen. Ja sogar volksrechtliche Äußerungen können sich damit verbinden – neben Liebes- und Ehrenscheiben sind sogenannte Schimpfscheiben (mit entsprechendem Begleittext) bekannt.



Bild 6: Osterbrunnen in Ostfranken.



Bild 7: Schiff mit Lebensbaum auf nordischer Felszeichnung aus Lökeberget, Bohuslän.

Altüberliefert mutet das Abrollen von strohgefüllten Rädern, die entzündet werden, wie z. B. vom Osterberg von Lügde, an, das vereinzelt auch noch andernorts (im Odenwald zur Fasnacht) durchgeführt wird, und früher auch bei Feiern im Lebenslauf üblich war. So wird aus dem 18. Jahrhundert aus der Mark Brandenburg berichtet, daß brennende Wagenräder bei Hochzeiten abgerollt wurden[7]. Die Brautjungfern begleiteten dort außerdem das Hochzeitspaar mit *lichter*besteckten Bäumchen[8].

Wir haben damit bereits die Überleitung zum Feuer als „Lebenslicht" gefunden. Es besteht eine enge, unzertrennliche Verbindung zwischen der Verwendung dieses Lebensfeuers im Brauchtum des Jahres und des menschlichen Lebens. Beim Losbrauch des „Lichterschwimmens" tritt sie in Erscheinung; die Trauung am heiligen Herdfeuer ist bis in unsere Zeit herein festzustellen; die brennende Kerze steht als Lebenslicht bei Geburt und Geburtstagsfeier, bei der Sippenfeier und auf dem Grabe am Ahnengedenktag. Die sinnbildliche Gleichsetzung von Feuer und Leben ist dutzendfach zu belegen. Angantyr der Hervarersaga leuchtete, wie seine Brüder, als Flamme auf den Gräbern[9]. Nornagests Leben wird an jene schicksalbestimmende Kerze der Norne gebunden, und einzigartig ist die Schilderung seines Todes nach mehrhundertjährigem Leben: „da ward er müde, setzte sich in seine Halle, zündete die Kerze an und sah unentwegt in die langsam verglimmende Lebensflamme[10]".

Der Sprung der verlobten Paare durch das Feuer dürfte mehr sein als eine Tüchtigkeits- und Mutprobe oder ein äußeres Zeichen des Zusammenstehens: das Verbrennen der winter- und alterssinnbildlichen Strohpuppen im Frühlingsfeuer, das frühere Durchtreiben kranken Viehes oder das Durchtragen kranker Rinder durch die Flammen des sogenannten Nodfeuers, der mythi-

sche Ritt Sigurds durch den Flammenwall, das Märchenmotiv der Neugeburt aus dem Feuer (Machandelboom!) – all diese Züge zeigen darauf hin, daß der Durchgang durch das Feuer eine sinnbildliche Begründung neuen Lebens, eine *Lebenserneuerung* und Wiedergeburt bedeutet, und, in diesem Zusammenhang gesehen, kann vielleicht die frühgeschichtliche Sitte der *Leichenverbrennung* ihre entscheidende Beleuchtung erfahren. Freilich wurde dann mit der christlichen Fegfeuerlehre – nach Einführung der Sünde-Strafe-Begriffe – für weitgehende Sinnverderbnis des alten Feuerglaubens gesorgt.

## Das Wasser

Dem Feuer im Brauchtum steht an Bedeutung das *Wasser*, das heilige Lebenswasser, kaum nach. Wir haben z. B. beim Osterwasserholen (Bild 4) einen in ganz Deutschland noch üblichen Brauch vor uns, der im Glauben an die lebenspendende Kraft des Frühlingswassers begründet liegt – nicht anders wie der kindliche Glaube, daß der Mairegen auf das bloße Haupt zum Wachstum verhelfe. Auch hier ist die enge Verbindung von Natur und Menschenleben festzustellen. Der Glaube an das Lebenswasser ist indogermanisches Gemeingut (man denke an die heutigen Bräuche am heiligen Ganges!). Die germanische Wasserweihe der Neugeborenen ist belegt (z. B. bei Pseudo-Libanius oder im Rigs-Mal der Edda: „sie netzten ihn und nannten ihn Jarl …“), germanische Bräuche der Quellverehrung wurden von der Kirche verboten und bekämpft (Indiculus Pkt. 11), alte Heilquellen – deren brauchtümliche Verehrung in frühgeschichtlicher Zeit mitunter durch Funde alter Weihegaben nachweisbar ist – wurden überall und öfters zum Mittelpunkt christlicher Kirchen gleichgeschaltet. Einen bezeichnenden, zwar nicht germanischen Fall erwähnt Pfannenschmied[11]: „Bei Gotschdorf und Neukirch – … war früher ein heidnischer Götzentempel mit einem heiligen Brunnen, der später in eine christliche Kirche verwandelt wurde. Aber die Leute kamen nach wie vor an gewissen Tagen, um in dem Brunnen zu baden, *wofür die christlichen Priester Geld nehmen* …“ Ja, auch der kirchliche Weihwasserbrauch nützt geschickt den alten Volksglauben aus; das gegenseitige Bespritzen mit Osterwasser ist in vielen Gegenden aber als Volksbrauch noch üblich. Im Jahreslaufbrauchtum sind der Münchener Metzgersprung, die hessischen Brunnenreinigungsbräuche oder Sinnbilder wie die Frühlingsgestalt des bayerischen „Wasservogels“ (Bild 5) mit dem Wasser verbunden, und daß die einst bekämpften heidnischen Bräuche der Quellverehrung noch nicht ausgestor-



*Bild 8: Maifeier in einem badischen Dorf.*

ben sind, beweist der geschmückte „Osterbrunnen“ im Fränkischen Jura (Bild 6). Im Fichtelgebirge werden zur Sommersonnenwende die Brunnen sogar mit Lichtern besteckt, und das Mühlhausener Brunnenfest gehört ebenfalls in diese Reihe. War das Pflugbegießen zur ersten Ausfahrt[12] früher weit verbreitet, so ist im Lebenslauf z. B. bei der Hochzeit das Bespritzen des Brautpaares mit Wasser noch hin und wieder anzutreffen, und das schwäbische „Bengelreiten“ in Elzach (bei dem an der Fasnacht der jüngste Ehemann zum Brunnen getragen wird) zeigt uns, daß alte bodenständige Bräuche erfolgreich wiederaufgenommen werden können. Das „Lebenswasser“ wirkt im Volksglauben vom Kindlesbrunnen, vom Frau-Hollenteich, vom Quickborn noch nach; im Frau-Holle-Märchen (Goldmarie und Pechmarie) ist der Brunnen der Durchgang zur anderen, zur Außen-Welt. Aus Mimirs Quell ist das Wissen zu schöpfen, und es wird deshalb kein Zufall sein, wenn im mittwinterlichen Losbrauch der künftige Liebste des wißbegierigen Mädchens am oder im Brunnen sichtbar sein soll (oder wenn auf dem Wege zum Brunnen durch einen Fingerzeig des Schicksals von zwei Mädchen dasjenige bestimmt werden soll, dem zuerst die Ehe und damit Lebenserneuerung vergönnt wäre).

Die enge Verbindung von Lebenswasser und Lebensbaum, wie wir sie im Brauche des Osterbrunnen-Schmückens sahen, ist uns aus der Volkskunst hinlänglich bekannt.

## Der Lebensbaum

Damit wäre der Übergang zu dem beliebtesten Sinnbild gemein-nordischer und germanisch-deutscher Volkskunst, dem *Lebensbaum*, gegeben. Im Volksglauben und Volksbrauch spielt er keine geringere Rolle. In skandinavischen Felszeichnungen ist er häufig vertreten (Bild 7). Die eddische Überlieferung läßt das Menschengeschlecht aus den Bäumen Ask und Embla erstehen, und der Weltenbaum Yggdrasil ist Schicksalsbaum in weitestem Sinne. Im heutigen Brauchtum lebt der Baum als Weihnachtsbaum, als Maienzweig und Maienbaum (Bild 8), als Queste und Mittsommerbaum (Baumsinnbild an der Sonnwende auf Stabkalendern, z. B. im Kärntner Heimatmuseum in Klagenfurt[13]), auch in seiner letzten Abwandlung, der Erntekrone, oder z. B. als Rosenbaum beim märkischen Rosenbaumfest zwischen Mittsommer- und Erntezeit (Bild 9). (Nebenbei darf vielleicht eingeschoben werden, daß die eigens errichtete Tanzlaube beim nach-



*Bild 9: Der „Rosenbaum“ im Umzug der ledigen Jugend am Rosenbaumfest zu Schenkendorf, Kreis Teltow. 10. Juli 1938.*



*Bild 10: Haferräder bei Heppenheim an der Bergstraße.*

her auf dem Dorfplatz aufgestellten Rosenbaum den seltsamen Namen „Pariser“ trägt. Es wäre immerhin wert, nachzuforschen, ob darin nicht ein verstümmeltes „Paradies“ als spätere Bezeichnung für den alten germanischen Rosengarten = Rosenhaag vorliegt; –

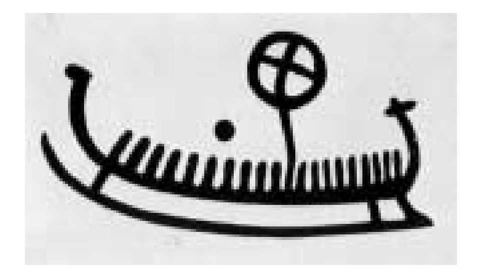


*Bild 11: Schiff mit Radkreuz auf nordischer Felszeichnung aus dem Kirchspiel Bottna, Bohuslän.*

die Bezeichnung des Festes als Rosenbaumfest und die Verwendung wirklicher Rosen bestärken mich jedenfalls in dieser Vermutung.) Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, daß in vielen Gegenden das Baumbrauchtum erst seit wenigen Jahrhunderten abgeschafft ist, d. h. also, auch dort als bodenständig und wiederbelebungsfähig gelten kann, wo es in den letzten Jahrhunderten nicht mehr üblich war. Eine Brandenburger „Erneuerte Bauer- und Dorff-Ordnung[14]“ von 1704 verbot beispielsweise das Tanzen um den sogenannten „Johannisbaum“, der also vor zweihundert Jahren noch märkisches Brauchtum war.

Daß der Lebensbaum, mit seinen letzten Abwandlungen wie Lebenszweig und Strauß gerade im Brauchtum des Lebenslaufes eine bedeutende Rolle spielt, ist allgemein bekannt. Hier sei nur auf den oben erwähnten Brauch, mit Lichtern geschmückte Bäumchen bei der Hochzeit zu verwenden, hingewiesen, oder auf den Bräutigamsschmuck aller Gegenden. Ich erinnere weiter an die Lebensbaumstickereien auf Brauttrachten oder an die Darstellungen auf ostpreußischen Brautteppichen, wo aus den vereinigten Händen des Brautpaares ein Lebensbäumchen herauswächst. (Staatliche Sammlung für deutsche Volkskunde, Berlin.) Ein Bäumchen schmückt gelegentlich noch den Kammerwagen, und stellenweise wird der Maibaum vor dem Hause des jüngsten Ehepaares im Dorfe errichtet. Im Thüringischen pflanzte früher das Brautpaar am Hochzeitstage einen Baum[15], und in mehreren Landesbauernschaften Deutschlands wird heute noch ein junger Baum bei der Geburt eines Kindes oder des Hoferben gesetzt – wenn ich auch keine gegenwärtigen Belege mehr für die alte Aargauer Geschichte beibringen konnte, derzufolge der Vater den „Geburtsbaum“ seines Sohnes fällte, wenn letzterer aus der Art geschlagen war[16]. Überall steht aber der Lebensbaum noch am Grabe der Toten.

Liebesmai und Trutzmai sind heute noch süd- und mitteldeutsches Brauchtum; und besondere Würdigung verdient das weitverbreitete Schlagen mit dem Lebenszweige, das als Fuen, Stiepen, Fitzeln, Schmackostern, Quitzen oder Pfeffern bezeichnet und an Festzeitpunkten wie Mittwinter („Unschuldiger Kindlestag“), Fasnacht oder Ostern, meist von den Kindern oder Burschen als Glückwunschhandlung ausgeführt wird, die sich besonders an die Frauen und Mädchen wendet. Über den Sinn dieses Brauches dürfte kein Zweifel bestehen; die Begleitverse sind immer Glückwunschverse (und wollen nirgends böse Dämonen vertreiben). Ja es ist so, daß man dort, wo der Ursinn nicht mehr klar genug war – z. B. in mecklenburgischen Städten des 18. Jahrhunderts – etwas deutlicher in der Verwendung der Sinnbilder werden mußte: da fertigte man nämlich Ruten aus Silberdraht, an denen sich kleine Wickelkinder, schnäbelnde Täubchen usw. befanden[17]!

Schließlich geht ja auch die zum Strafmittel verteufelte Rute des Ruprechts auf den alten segenbringenden Lebens-



*Bild 12: Ein Karrenschiff, „Hölle“ genannt, im Nürnberger Schembartlaufen von 1539. (Nach dem „Nürnbergerischen Schönbartbuch“, Hamburger Handschrift; hrsg. 1908.)*

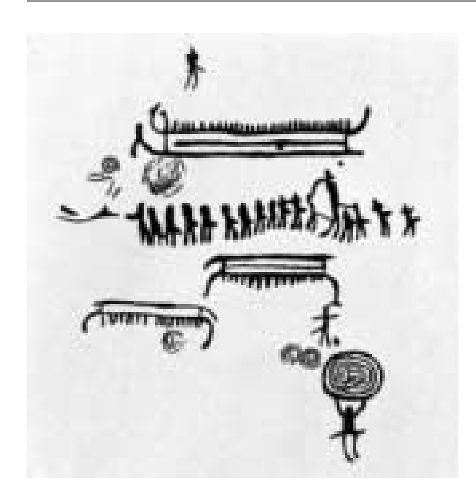


*Bild 13: Riese im Umzug auf nordischer Felszeichnung aus Tanum, Schweden.*

zweig zurück, und die arg entstellte Narrenpritsche nicht weniger.

Die Verwendung des Baumes als Brauchtumssinnbild läßt sich durch das ganze letzte Jahrtausend hindurch mit Hilfe der Verbote rückerschließen; erwähnt sei hier nur noch die Nachricht aus Ahlen im Münsterland vom Jahre 1184, in der von einem Baum zum weihnachtlichen Festfeuer die Rede ist[18], wobei meines Erachtens noch offensteht, ob es sich dabei um die erste Erwähnung unseres Weihnachtsbaumes in seiner heutigen Form handelt, oder um den Weihnachtsklotz, den nordischen Julblock. Jedenfalls ist aber auch damit das hohe Alter unserer Baumbräuche gut verbürgt[19].

Bei der Behandlung des Hochzeitsbrauchtums wird noch einmal auf die Beziehung zwischen Menschenpaar und Lebensbaum einzugehen sein – ich darf hier nur anfügen, wie nach der Sage *Idun*, das nordische Sinnbild der ewigen Lebenserneuerung, mit ihrem Auserwählten *Bragi* im Wipfel des Weltenbaumes Yggdrasil lebt. Sehr eindrucksvoll und sinntief sind ferner jene Darstellungen auf zahlreichen Grabsteinen der Insel Föhr, die die Familie des Toten in Form eines Baumes wiedergeben, mit aufragenden Blüten für die lebenden, mit gesenkten für die bereits toten Nachkommen. Und abschließend möchte ich die Reihe vom Lebensbaum im Glauben und Brauch mit dem Hinweis auf das von Dr. Thiele gebrachte Bild des „Kinderbaumes", einer Darstellung aus dem 18. Jahrhundert, die einen Baum, mit Dutzenden von Wickelkindern behangen, enthält[20].

## Spiralen

Mit *„Lebensfeuer", Lebenswasser* und *Lebensbaum* habe ich die heute noch häufigsten deutschen Brauchtumserscheinungen germanischer Herkunft, ja gemein-indogermanischen Ursprungs vorzustellen versucht.

Aus der unübersehbaren Fülle sonstiger Brauchtumssinnbilder darf ich im folgenden nur einige wenige, aber als germanisches Erbgut klar erwiesene, herausgreifen.

Ähnlich wie der Sechsstern ist die *Schnecke*, *Spirale* oder *Doppelspirale* ein häufiges gemeingermanisches Sinnbild, das ja im Schmuck der urgermanischen Zeit eines der häufigsten Zeichen ist und bis heute in Gebäcken und im Kinderspiel des „Schneckenhüpfens" (bei dem eine Spirale auf die Erde gezeichnet wird, deren Windungen entlanggehüpft werden muß), erhalten blieb. Man neigt dazu, sie u. a. als Sinnbild des Sonnenlaufes im Jahre (vom größten Tageskreis der Sommersonnenwende, zum kleinsten der Wintersonnenwende) auszulegen. Ähnliche Bedeutung kommt wohl auch den Wendelbahnen, den sogenannten „Trojaburgen" zu, wie wir eine z. B. zu Steigra noch vorfinden. Eine solche Wendelbahn liegt ebenfalls im sogenannten „Wunderkreis" auf dem Hausberg bei Eberswalde vor, von dem Kuhn berichtete[21]:

„Das ist ein aus vielen Kreisen bestehender, durch Rasenstücke geschaffener Gang, der so in- und durcheinander läuft, daß, wenn man ihn zu Ende geht, man an derselben Stelle wieder ankommt, wo man hineingegangen ist. Früher wurde er von den Kinder zu Ostern ausgelaufen, d. h., derjenige Knabe, der ihn am schnellsten durchlief, erhielt eine Belohnung von Ostereiern …"

In unmittelbaren Zusammenhang mit dieser Wendelbahn und Schnecke möchte ich einen seltsamen Odenwälder Erntebrauch bringen, das sogenannte „Haferradmähen" (Bild 10). Hier wird von der Mitte des Haferfeldes aus wendelförmig nach außen gemäht, so daß am Ende die liegenden Schwaben als große Spiralen und Doppelspiralen auf den Hängen zu sehen sind[22]. Wenn die Schnitter früher selbst diesen Brauch „Sonn herausmähen" nannten, so kann dieser Hinweis sehr bedeutungsvoll sein. Angesichts dieser Gebilde aber muß man unwillkürlich an die großen leuchtenden Bronzespiralen urgermanischer Zeiten denken!



*Bild 14: Riese, „Samson" genannt, im Umzug von Tamsweg, Ostmark.*



*Bild 15: Angenommene Odinsdarstellung auf einer germanischen Helmzier aus Wendel, Uppland, Schweden.*

## Das Schiff

Ein heute noch gebrauchtes, auf nordischen Felszeichnungen häufig vorkommendes Fasnachtssinnbild ist das *Schiff*. Es spielte im Brauch der Ahnen als nächtliches Gefährt für die Sonne eine bedeutsame Rolle (Bild 11). Prokop berichtet von der Überfahrt der Toten nach Britannien, und die Leichen auf brennenden Schiffen dem Meere zu übergeben, wird zur Wikingerzeit ähnlich geübt, wie die Bestattung in Schiffsgräbern, von der ja der bekannte Oseberg- und der Gokstadtfund zeugen. In der Sage wird Balders Leiche auf seinem Schiffe „Hringhorni" ins Meer gesandt[23], und in Ragnarök ist außerdem noch von „Naglfar", dem Schiff aus der Toten Nägel, die Rede. In der Wölsungasaga aber bringt Sigmund die Leiche des Sinfjötli an den Strand, wo sie von Odin als Totenfährmann abgeholt wird.

So verkörpert das Schiff, gleichsam als die Brücke zur anderen Welt, einen germanischen Glaubenszug, und unseren jahrtausendealten Zeichnungen vom Schiff mit dem Radkreuz konnte man bis vor kurzer Zeit noch den Fasnachtsbrauch der bayerischen Donaugegenden zur Seite stellen, bei dem Kähne auf Rollen durch die Ortschaften gezogen wurden, die im Mastkorb Feuer trugen[24].

Das Schiff, als Glücksschiff zur Weihnachtszeit bekannt, das glückhafte Fahrt ins neue Jahr als Wunsch zum Ausdruck bringt, war im sogenannten Mittelalter ein häufiges Fasnachtssinnbild. Als Karrenschiff – carrus navalis,



*Bild 16: Einzug des Schimmelreiters, „Nikolaus“ genannt, in einem holländischen Dorfe.*

wovon vielleicht der Name Karneval entstand – wurde es im 12. Jahrhundert in Flandern und am Rhein vorzüglich von den Webern gezogen, die jetzt ihr Weberschifflein ruhen ließen. (Hierzu sei auf die Mitteilung des Mönches Rudolf in der St. Tronder Chronik vom Jahre 1133 n.ü.Ztr. verwiesen.) Die Nürnberger Fasnacht bringt wiederholt ein solches Schiff – z. B. im Jahre 1539 –, das bezeichnenderweise den Namen *„Hölle“* trägt und damit ein klares Beispiel für die Verteufelung altheiliger Sinnbilder des Brauchtums liefert (Bild 12). Auch im „Narrenschiff“ jener Zeit (Sebastian Brant 1494) liegt bereits eine Sinnentstellung vor. Aber noch Mannhardt[25] berichtet vom flandrischen Brauch, Schiffe auf Rädern oder Schlitten aus dem Walde zu holen, und in unserer Zeit hat man die Wiederbelebung des Schiffsbrauches im Fasnachtsumzug versucht.

## Riesen

Gleichfalls als einen Fasnachts- und Frühlingsbrauch möchte ich das Auftreten von *„Riesen“* herausgreifen, wie es bereits aus Darstellungen der skandinavischen Felszeichnungen erschlossen werden kann, deren Alter immerhin drei bis vier Jahrtausende beträgt (Bild 13). Es erübrigt sich, hier näher auf die Riesengestalten von Mimir, Hymir oder Thrym, Ägir oder Ran der nordischen Dichter- und Sagenüberlieferung oder auf Grendel des Beowulfliedes einzugehen. Daß auch bei ihrer Bildung das Naturerleben mitwirkte, darf außer Zweifel stehen. Als Volksbrauch der Gegenwart treffen wir Riesengestalten im Fasnachtsumzug heute noch an – mitunter freilich mit stark konfessionalisierter Form oder Bezeichnung. So z. B. die Riedlinger „Gole“ (aus Goliath). Auch die Sommer- und Wintergestalten des „Sommertages“ überragen die Festteilnehmer bedeutend an Größe, und noch deutlicher heben sich die Perchten auf Stelzen beim oberbayerischen Perchtentanz ab.

In Venlo (Holland) treten „Valuas“ und seine Frau „Geertru“ in Erscheinung, auf deren nichtkirchliche Herkunft man aus einem bischöflichen Verbot von 1747 schließen kann, demzufolge der „Heide“ Valuas aus dem kirchlichen Umzug wegbleiben mußte[26]. (In Flandern waren vom 16. Jahrhundert ab solche Riesenfiguren in Umzügen sehr beliebt, sie trugen freilich oft Namen wie Antigon oder Herkules, aber manchmal nannte man sie auch einfach den „langen Mann“[27].)

In Tamsweg im Lungau (an der Mur) wird im Fronleichnamszug der Riese „Samson“ umhergetragen, dessen biblischer Name wohl auch erst spätere Zutat sein dürfte (Bild 14). In seiner Schilderung des Nürnberger Schembartzuges erwähnt schließlich Hans Sachs auch Riesengestalten[28]:

> „… Darundter thet ich schawen
> Riesen, die trugen gfangen
> Zwerglein an eyßern stangen …“

## Schimmelreiter

Wiederum zur Fasnacht, häufiger aber in der Vorweihnachts- und Weihnachtszeit, stoßen wir auf die Brauchtumsgestalt des *„Schimmelreiters“*, dessen frühgeschichtliche Grundlagen offenbar zutage liegen. Der bekannte Hornhäuser Reiterstein aus dem 7. oder 8. Jahrhundert berichtet uns von ihm genau so wie die bekannte Helmzier von Wendel auf Upland (Bild 15). Es ist kein Zweifel, daß sich in diesem Reiter die Odin-Wodan-Gestalt des Volksglaubens und Saggutes widerspiegelt. Bei ihrer kirchlichen Gleichschaltung mußte sich diese Gestalt die Verleihung von mancherlei neuen „Taufnamen“ gefallen lassen. So wurde sie zum Nikolaus der Vorweihnachts- und Weihnachtszeit, und der Thüringer Kindervers

> „Wer kommt den da geritten?
> Herr Wude, Wude Nikolaus …“[29]

zeigt uns das alte Erbe unverhüllt. Dann aber wurde der Schimmelreiter gelegentlich auch zum Martin:

> „St. Martin kommt nach alten Sitten,
> auf einem Schimmel angeritten …“

oder zum Barthelmä, oder zum Stefan, dem zu Ehren heute noch Pferdewallfahrten am 2. Weihnachtstag abgehalten werden[30], und selbst im Michael steckt Odin verborgen, und so wurde am alten Herbstding, dem Michelding, das Trinken der „Odinsminne“ von dem der „Michelsminne“ abgelöst[31]. (In dieser Zeit der alten „heiligen Gemeinwoche“ hat man übrigens heute wieder das Erntedankfest des deutschen Volkes gelegt.)

Den Schimmelreiter haben wir in mancherlei Weihnachtsgebäck vor uns, oft in zeitgeschichtlich aufschlußreichen Reiteruniformen. Nicht anders im Holländer „Nikolaus“ (Bild 16), der bezeichnenderweise auf dem Schimmel reitet, so ähnlich wie beim Weingartener Blutritt der Custos den Schimmel wählte[32].

Wenn in Norddeutschland der Weihnachtsmann kommt (Bild 17), dann hat er in seinem Gefolge mitunter den Schimmelreiter – neben Bock und Storch – und der Schimmelreiter der Kärntener Brechelhochzeit, der in die Brechelstube eindringt und die „Brechelbraut“ abfordert[33], klingt an den Schimmelreiter, der früher bei Hochzeiten in der Altmark auftrat, an[34]. Das *Pferd*, dessen besondere Beziehung zur Sonne im alten Glauben ja auch der Trundholmer Sonnenwagen kundtut, ist außerdem in Brauchtumsgestalten wie dem schwäbischen Golischbock, dem hessischen Boligbock (zur Weihnachtszeit) zu erblicken – ja vielleicht ist es im Volksglauben älter als die Gestalt Wodans, die (wie schon oben einmal erwähnt) sicher nicht einseitig als Ernte-, Winter-, Sturm- oder Totenführersinnbild angesprochen werden darf, sondern die Züge von all dieses Bereichen aufweist (Bild 18).

## Frau Holle, Frau Percht

Von nicht geringerer Bedeutung als der Schimmelreiter ist eine andere weihnachtliche Gestalt: *Frau Holle, Frau Harke oder Frau Percht* – die wir häufig



*Bild 17: Schimmelreiterumzug in der Weihnachtszeit. (Nach O. v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, Leipzig 1898, S. 467.)*



Bild 18: Schimmelreiter im Fasnachtsumzug aus Krampe bei Grünberg/Schlesien



Bild 19: Frau Holle, „Christkindl“ genannt, bei der Weihnachts-Bescherung in Schleife, Oberlausitz.

als Spinnerin in Weihnachtsgebäck vor uns haben. – Ihre Tätigkeit als Spinnerin bringt sie in Zusammenhang mit den Nornen, und tatsächlich ist sie auch *Schicksalsgestalt.* Aus ihrem „Lebenswasser“, dem Frau-Hollenteich kommen die kleinen Kinder, sie läßt es schneien (Märchen!) und sie nimmt nach dem Volksglauben die Seele der Kinder zu sich auf. Im 9. Jahrhundert erwähnt der Reichenauer Abt Walafrid Strabo diese Frau Holle; in schlesischen Handschriften des 15. und 13. Jahrhunderts ist von „Vor holde alias Berchte“ die Rede und von dem Brauch, ihr zur Weihenacht den Tisch zu decken. Auch diese Holle oder Bercht hat manche Verfälschung erfahren, so z. B. zur „Thomasberta“, die damit zum Schreckgespenst für Kinder wurde (Ostfranken), also ihre alte segnende und lebenspendende Bedeutung verlor.

Noch wichtiger ist aber eine andere Erkenntnis: daß diese Percht oder Holle das Urbild des *weiblichen* „Christkindleins“ ist. Wir kennen es als Brauchtumsgestalt in der Lausitz (Bild 19), in Hessen oder bei den Volksdeutschen im Banat; auffallend ist, daß es sich dabei stets um ein *Mädchen* handelt (im Gegensatz zum biblischen Christkind), und daß weiterhin neben reichem Bänderschmuck dessen leuchtend-weiß verdecktes Gesicht noch mit einem „schein“artig geformten weißen Tuchring umgeben ist. Wir kommen dem Sinne näher bei Betrachtung des sogenannten „Christkindels“ im Elsaß (Bild 20). Eine hoheitsvolle Mädchengestalt trägt einen Kranz mit brennenden Kerzen auf dem Kopfe. Und damit ist unmittelbar die Verbindung hergestellt zur schwedischen Luzia-Braut am 23. 12., wo im Mittelalter Wintersonnenwende war. In Niederbayern und der Oberpfalz, teils auch bei den Sudetendeutschen in Böhmen, trägt übrigens die Percht ebenfalls den Namen „Luzie“. Vergegenwärtigt man sich aber, daß das romanisierte „Luzia“ ja von lux = Licht abzuleiten ist, so ergibt sich auch rein sprachlich der engste Zusammenhang zu „Percht“, das ja von pereht = leuchtend, strahlend kommt (und im heutigen Worte „prächtig“ oder „Ruprecht“ noch lebt). Holle-Percht-Luzia stellen sich uns als *ein* einziges Erbstück aus germanischer Glaubensweise vor, das trotz seiner Gleichschaltung zum weiblichen „Christkind“ kaum verändert wurde. Die leuchtende Weihnachtspercht mit den brennenden Kerzen auf dem Haupte ruft in uns aber unwillkürlich jenes Dichterbild der Edda von der „strahlenden Göttin“ wach, die eine Tochter gebiert, ehe der Fenriswolf sie verschlingt! Die Percht bringt das neue Licht, das neue Jahr, das neue Leben – sie ist Sinngestalt der mittwinterlichen Neugeburt des Jahres und Lebens.

## Drei Nornen

In diesem Zusammenhang darf ich auf das Fortleben der *Drei Nornen* oder Gachschepfen im Volksbrauch hinweisen, die man sicher nicht einseitig aus keltischen Matronen ableiten kann und die auch heute zu den seltsamen drei heiligen Schwestern oder Madeln konfessionalisiert vorkommen – häufiger noch als Einbet, Wilbet und Warbet. Wenn nach altschwäbischem Hochzeitsbrauch im Banat *Drei Godeln* (Patinnen) Stuhl, Godelpolster und Kopftuch für die Braut in den Saal des Hochzeitstanzes trugen, dann sehe ich diese Handlung mit der Tätigkeit der drei Nornen verknüpft.[35] Diese spielen ihre Glanzrolle in der nordischen Überlieferung – ähnlich wie im Dornröschen-Märchen die weisen Frauen – in der Nornagest-Sage, wo sie dem Neugeborenen sein Lebensschicksal als „Angebinde“ bringen. (Weil die Nornen bei ihm zu Gaste waren, erhielt Nornagest diesen seinen Namen. Denn *sinnvoll* war immer der Namen für unsere Ahnen, Hochbild und Verpflichtung zugleich. Auch diese Tatsache sollte in unserer Zeit ganz besonders beachtet werden. „Du hast ihnen den Namen verliehen, nun gib ihnen auch den Sieg“, spricht Frea zu Gwodan, in der Sage über die Entstehung des Stammesnamens der Langobarden; und über die Sitte, sippengebundene Taufnamen zu wählen, sagt Grönbech: „Mit dem Namen gingen Heil und Leben und also auch Friede und Würde eines Verwandten in das Kind ein[36].“) Auch von Helgis Geburt berichtet die Edda mit folgenden Worten:

„Nacht war's im Hof
Nornen kamen,
sie schufen das Schicksal
dem Schatzspender …“

Und weiter:

„Sie schnürten mächtig
Schicksalsfäden …[37]“

Selbst die „Nornenfäden“ sind dem Volksglauben heute noch gegenwärtig. Sie sind in den Fäden des neuerdings so genannten „Altweibersommer“ zu erblicken – in dem das Wort „Som-



Bild 20: Frau Percht, die weihnachtliche Lichtbringerin, „Christkind“ genannt, im elsässischen Brauchtum des vorigen Jahrhunderts. (Nach O. v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, Leipzig 1898, S. 447.)



*Bild 21: „Scheller“ und „Roller“ von Imster Schemenlaufen.*

mer“ ein verstümmeltes „Samar“ (Schleppkleid) darstellt. Im Bayerischen heißt man diese Fäden bezeichnenderweise „Muttergottesgespinst“ oder „Marienfäden“, wie sie, nun ebenfalls konfessionalisiert, in „Devotionalienläden“ zu erstehen sind.

Besonders im Volks- und Kinderlied sind die drei Nornen, manchmal entstellt zu „drei Nonnen“, in vielfachen Abwandlungen anzutreffen, so zum Beispiel in der Kitzinger Sonnenbegrüßung:

> Sunna, Sunna haoch auf!
> Schein nei's Glockenhaus!
> Gucke drei schäöne Dockeli raus:
> Die ena spinnt Seide,
> die annra dräht die Weide,
> Die Dritta macht's Fensterle auf,
> läßt die Sunna haoch rei …“ usw.[38]

Hier also sind die Nornen auch die Gestalterinnen des Schicksals im All, in der Natur.

## Das Menschenpaar

Haben wir in den Nornen und ebenso in Frau Holle die *Frau* als Lebensspenderin und damit Segensbringerin erkannt, so mag es angebracht sein, auf das brauchtümliche Auftreten des *Menschenpaares* als natürlichen Ursprung des neuen Lebens hinzuweisen. So treten „Scheller“ und „Roller“ in Imst paarweise mit den Masken von Mann und Frau auf (Bild 21), und für schwäbische Fasnetspaare läßt sich dieselbe Feststellung treffen. Es hat sicher seinen tieferen Sinn, wenn gerade in der lebensbejahenden Fasnachtszeit das Menschenpaar im Brauchtum auftritt, und es ist nur folgerichtig, wenn oft genug dieses Paar gleich mit dem Kinde erscheint (Bild 22).

Im Maienkönigspaar kommt der Auslese- und Zuchtgedanke ältester Odalsgesinnung heute wieder zum Ausdruck. Zugleich erblicke ich hier aber ein Zeugnis für die bäuerliche Einfügung menschlicher Lebensgestaltung in die schicksalhafte Ordnung des Alls – in der Hoch-Zeit des Jahres beginnt die Hoch-Zeit des Lebens. Denn vor der Aussaat, zwischen Saat und Ernte und zur Kirwezeit, waren (m. E. nicht nur aus betriebswirtschaftlichen Erwägungen) ehedem die häufigsten Zeitpunkte für Verlöbnis und Hochzeit der Paare. Auch in de „Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal“ wirbt Olaf, der Sohn der Melkorka, um Thorgerd, die Tochter Egils – bezeichnenderweise auf dem Allthing, wo also Rechtswahrung und Sippenpflege zusammenfielen! – und die Hochzeit wurde auf „sieben Wochen vor dem Ende des Sommerhalbjahres“ festgesetzt[39].

Und wieder tritt nun, bei der *Hochzeit*, in Schmuck, in Tracht, im Brautteppich usw. der unser Leben nie verlassende Lebensbaum auf. Es gibt schlechthin keine eindringlicheren Beweise für die engste Zusammengehörigkeit von Baum und Leben, als Beispiele in der Art jener Luckenwalder Backform des 18. Jahrhunderts, die den Lebensbaum mit acht Blättern und dem Liebespaar in der Blüte zeigt[40]. (Zugleich eine Art Kalenderbaum in Erinnerung an die Neun-Nächte-Woche?) Die Verbindung von Hochzeitspaar mit Lebensbaum offenbaren schon frühgeschichtliche Darstellungen (z. B. aus der sogenannten jüngeren Bronzezeit, siehe Fehrle: „Deutsche Hochzeitsbräuche“, S. 50[41]).

Ganz entsprechend die Felszeichnung „Hochzeit im Schiff“ (Bild 23), bei der nebenbei auch auf den *Hammer* oder die Axt als Hochzeitssymbol verwiesen sei. Da taucht die Stelle aus „Donars Hammerheimholung“ der Edda vor uns auf:

> „Bring mir den Hammer,
> die Braut zu weihen“

womit Thors, des Donnerers, „Mjölnir“ gemeint ist, der der „Braut“ in den Schoß gelegt werden soll. Und noch



*Bild 22: Das Paar mit dem Kinde im Lichtmeßumzug zu Glinde bei Schönebeck (Elbe).*



*Bild 23: Hochzeit im Schiff auf nordischer Felszeichnung aus Kalleby, Tanum, Schweden.*

„Frauenlob“ (Heinrich von Meißen, um 1300) läßt Maria sprechen:

> „der smit vom Oberlande warf
> sinen Hamer in mine schoz[42]“

als Ausdruck dafür, daß sie unter gesegneten Umständen war.

Aber auch heute – dies sei rasch eingeflochten – ist der Donnerer mit seinem Hammer nicht vergessen – ein jeder „Donnerstag“ erinnert uns an ihn und seine Gestalt lebt weiter – sei es auch, daß seine wetterbildende Tätigkeit von Petrus übernommen wurde, oder daß im Bayerischen an den „Thomas mit dem Hammer“ geglaubt wird[43]. Den Hammer benutzt man beim Brauchtum der Grundsteinlegung, im Rechtsbrauch (Versteigerung, Einladung zur Gerichtssitzung, zum Gemeinderat), im Brauchtum der „Klöpfersnächte“ und bei gewissen Formen der Osterklappern. In letzterem Falle, beim Osterlärm, halten wir die Zweckdeutung, daß dieser Lärm „den Aufruhr der Natur beim Tode Jesu ausdrücken soll[44]“, allerdings für verfehlt; ich möchte diesen Brauch vielmehr in eine Reihe stellen mit dem sauerländischen „Sonnenvogelklopfen“ – das ausgerechnet am Peterstag (!) mittels kleiner Holzhämmer ausgeführt wird[45]. Es dürfte sich dabei um ein sinnbildliches Aufwecken des Sommers bzw. der frühlingshaften Lebensboten handeln, und „Donars Hammer“ dient dabei als Zeichen der Lebenskraft und Lebensspendung, wie es auch der Ursinn der Brautweihe durch den Hammer offenbart. Ja, selbst der Lärm des Polsterabends steht in Sinnzusammenhang mit dem Frühlings- und Osterlärm und bedeutete so ursprünglich ein sinnbildliches Aufwecken der Lebenskräfte im jungen Paar. Neben dem Hammer begegnet uns übrigens – auch auf unserem Bilde erkenntlich – ebenso das *Schwert* im altüberlieferten Hochzeitsbrauch. Noch um 1600 bestand bei der Dithmarscher Hochzeit die Haupthandlung in der Einsegnung des Brautpaares mit dem Schwerte und im Brautbette – während auf die Einsegnung in der Kirche noch verzichtet werden konnte[46].

## Der Tod

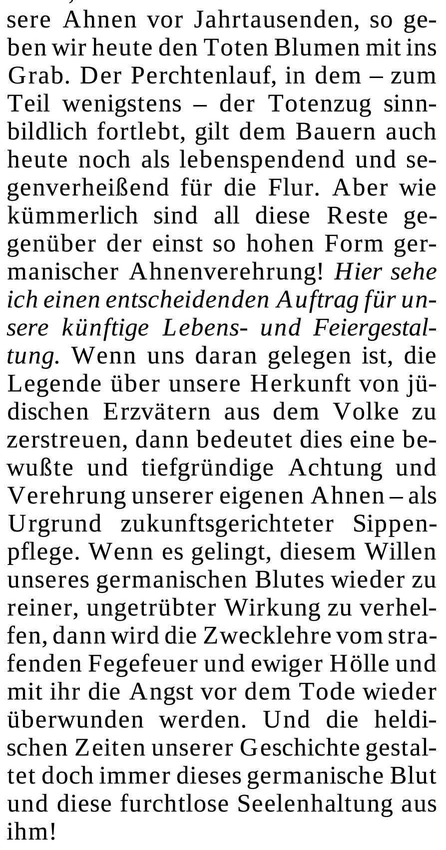
So natürlich und selbstverständlich unseren bäuerlichen Ahnen eine Hochzeit und Geburt erschienen, ebenso natür-

lich und selbstverständlich war ihnen der Tod. Der Tod, der kein Auslöschen ins Nichts bedeutete, solange das Blut in Kindern und Enkeln fortlebte, solange lebendig blieb „der Toten Tatenruhm“. Ganz natürlich ist es, an der Hochzeitstafel einen Platz für einen toten Ahnen zu decken, und so berührt es uns auch keineswegs befremdlich, wenn in der „Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal“ in *einem* Feste Hochzeit und Leichenschmaus zusammenfallen, als nämlich während Olaf Feilans Hochzeit plötzlich Unn, seine Großmutter, starb. Sachlich und nüchtern berichtet die Saga:

„So feierte man nun beides auf einmal, die Hochzeit Olafs und den Leichenschmaus für Unn. Am letzten Tage des Festes wurde Unn in den Hügel überführt, der für sie bestimmt war. Sie wurde in einem Schiff im Hügel begraben und vieles Gut ihr mitgegeben, dann wurde der Hügel über ihr zugeworfen[47].“

*Totenehrung und Ahnenverehrung* waren in germanischer Zeit höchste *Sippenpflicht* und tiefste *Glaubenssache*. Das Totengedenken war Bestandteil eines jeden Festes. Nicht allzuviel ist vom alten Brauchtum des Totengedenkens übrig geblieben. Hier und da wird in den Weihenächten, wenn die Toten einkehren bei der Sippe, Speise und Trank für sie bereitgestellt (Hessen, Alpenländer). Das ist einer der wenigen Reste vom alten Glauben an das Fortleben der Toten. Einstmals war man mit ihnen so eng verbunden, wie Sigrun mit dem toten Helgi, den sie, die Lebende, im Grabhügel besuchte.

Die Minne der Toten wurde frühzeitig zur „Johannesminne“ umgefälscht und die Bräuche an den Gräbern – im Indiculus als erster Punkt verboten! – wurden in kümmerlichen Resten, wie dem Schmücken und Lichterentzünden zu „Allerseelenbräuchen“, gleichgeschaltet. Aber man stellte den Tag gewiß auch nicht zufällig erst *hinter* den Allerheiligentag, galt es doch, den heidnischen Glauben und die germanische Gesittung an ihrer *Wurzel* zu treffen, galt es doch, den Glauben an das eigene Blut zu erschüttern und die Verehrung der eigenen *Ahnen* durch die Verehrung meist blutsfremder *Heiliger* zu verdrängen! Vorbei waren die Zeiten, da den toten Ahnen der eigenen Sippe, den toten Helden des eigenen Volkes Grabmäler in der Art der sogenannten Großsteingräber errichtet wurden (Bild 24). Vorbei waren die Zeiten, da man den lieben Toten ihren kostbarsten Schmuck, ihre prächtigsten Gewänder, Lieblingswaffen und -gerät als Minnegaben mit auf die große Fahrt gegeben. Die *Liebe* zu den Toten sollte der *Furcht* vor ihnen und *vor dem Tode* weichen.



Aber doch gelang diese Verchristung der deutschen Seele nicht völlig. Lange noch erzählte das Volk von liebenden Toten, die wiederkehren, um die weinende Mutter zu trösten, das hungernde Kind zu stillen oder nach dem Hauswesen zu sehen. Immer noch schmückt das Grün des Lebensbaumes die Gräber, brennt das Lebenslicht auf ihnen, und wie unsere Ahnen vor Jahrtausenden, so geben wir heute den Toten Blumen mit ins Grab. Der Perchtenlauf, in dem – zum Teil wenigstens – der Totenzug sinnbildlich fortlebt, gilt dem Bauern auch heute noch als lebenspendend und segenverheißend für die Flur. Aber wie kümmerlich sind all diese Reste gegenüber der einst so hohen Form germanischer Ahnenverehrung! *Hier sehe ich einen entscheidenden Auftrag für unsere künftige Lebens- und Feiergestaltung.* Wenn uns daran gelegen ist, die Legende über unsere Herkunft von jüdischen Erzvätern aus dem Volke zu zerstreuen, dann bedeutet dies eine bewußte und tiefgründige Achtung und Verehrung unserer eigenen Ahnen – als Urgrund zukunftsgerichteter Sippenpflege. Wenn es gelingt, diesem Willen unseres germanischen Blutes wieder zu reiner, ungetrübter Wirkung zu verhelfen, dann wird die Zwecklehre vom strafenden Fegefeuer und ewiger Hölle und mit ihr die Angst vor dem Tode wieder überwunden werden. Und die heldischen Zeiten unserer Geschichte gestaltet doch immer dieses germanische Blut und diese furchtlose Seelenhaltung aus ihm!

Unser Brauchtum kennt nur einen einzigen Auftag, nämlich: *dem Leben zu dienen, ohne den Tod zu fürchten!*

*Hans Strobel*



*Bild 24: Großsteingrab in der Lüneburger Heide.*

---

**Anmerkungen:**

1 Völuspa, 46, 49, Thule II, nach F. Genzmer

2 A. Heusler: „Germanentum“. Heidelberg 1934, S. 103.

3 W. Grönbech: „Kultur und Religion der Germanen“ (Übers. v. O. Höfler), S. 156.

4 Wien 1933, später Verlag Stubenrauch, Berlin.

5 Reinsberg-Düringsfeld: „Das festliche Jahr der germanischen Völker“. 2. Aufl. Leipzig 1898, S. 177.

6 W. Mannhardt: „Wald- und Feldkulte“. 2. Aufl Berlin 1904. I. 503.

7 Mannhardt a. a. O. I. 565

8 Kuhn: „Märkische Sagen und Märchen“, Neuaufl. Berlin 1937, S. 357.

9 Vergl. J. H. Schlender: „Germanische Mythologie“. 6. Aufl. Berlin 1937, S. 37.

10 Ders. S. 44.

11 H. Pfannenschmied: „Das Weihwasser …“ Hannover 1869, S. 92.

12 Mannhardt a. a. O. I., 332.

13 Anm. „Deutsche Gaue“. 39. Bd. 1. Liefg. S. 16/17 – dort als „Dornstrauch“ bezeichnet!

14 Mitgeteilt v. H. Schubert, Berlin.

15 Mannhardt a. a. O., I. S. 48.

16 Ders. I. S. 50.

17 Ders. I. S. 254 f.

18 Ders I. S. 228.

19 Ich verweise auf die Arbeit von O. Huth: „Der Lichterbaum“. Berlin 1938.

20 E. O. Thiele: „Sinnbild und Brauchtum. Volkskunst eines deutschen Gaues“. Potsdam 1937, S. 142.

21 A. Kuhn, a. a. O., S. 157/176.

22 H. Winter: „Das Sonnenjahr“. Darmstadt 1937; S. 25.

23 Thule, XX. S. 105

24 Mannhardt, a. a. O. I. S. 594, Anm. 1.

25 Ders. I. S. 594.

26 D. J. van der Ven: „Volksgebruiken en Volksfeesten“ in Jan de Vries „Volk van Nederland“. S. 245, a. a. O. S. 261.

27 Reinsberg-Düringsfeld a. a. O. S. 290 f.

28 Nach Höfler, a. a. O. S. 69.

29 S. H. Strobel: „Bauernbrauch im Jahreslauf“. Leipzig 1937. S. 185.

30 Ders. S. 76.

31 Reinsberg-Düringsfeld, a. a. O. S. 331 f.

32 Ders. S. 185.

33 H. Graber: „Volksleben in Kärnten“, Graz 1934. S. 349 f.

34 A. Kuhn: a. a. O. S. 361.

35 „Eine Hochzeit nach schwäbischem Brauche“ in „Volkstum und Heimat“, Juli 1938, S. 207.

36 a. a. O. S. 233.

37 Thule I, S. 154. (Das jüngste Lied von Helgi dem Hundingstöter.)

38 G. Rauch: „Mainfränkische Kinderlieder“ in „Heimat und Volkstum“, Haft 8, S. 1937.

39 Thule VI, Kap. 23.

40 Idun und Bragi im Wipfel von Yggdrasil.

41 Jena 1937

42 E. Fehrle: „Deutsche Hochzeitsbräuche“, S. 37.

43 H. Koch: „Percht, Solda und verwandte Gestalten“ in „Heimat und Volkstum“, Heft 22, 1937, S. 345.

44 „Geweihte Gemeinschaft“, 1938, Heft 2, S. 58.

45 Die Kinder schlagen dabei mit Holzhämmerchen an die Hauswände.

46 „Volkstum und Heimat“, Mai 1938, S. 154.

47 Thule VI, S. 35/36.

# Lewwer duad üs Slaav



*Detlev von Liliencron*

Eine Berühmtheit der Insel Sylt ist der „lange Peter“, Pidder Lüng, der 1473 n. übl. Ztr. einen dänischen Steuereintreiber, der den Friesen beleidigt und verächtlich in seinen Kohltopf gespuckt hatte, in eben diesem Kohl erstickte und dabei die Worte „Lewer duad üs Slaaw“ (lieber tot als Sklave) sprach, die noch heute an mancher nordfriesischen Hauswand stehen. An die Tat des Pidder Lüng erinnert eine Ballade des Dichters Detlev von Liliencron (ᛉ 1844 n. ü. Ztr. in Kiel, ᛦ 1909 n. ü. Ztr. in Alt-Rahlstedt [Hamburg]).

## Pidder Lüng

„Frii es de Feskfang,
frii es de Jaght,
frii es de Strönthgang,
frii es de Naght,
frii es de See, de wilde See
en de Hörnemmer Rhee.“

Der Amtmann von Tondern, Henning Pogwisch,
schlägt mit der Faust auf den Eichentisch:
„Heut fahr’ ich selbst hinüber nach Sylt
und hol’ mir mit eigner Hand Zins und Gült.
Und kann ich die Abgaben der Fischer nicht fassen,
sollen sie Nasen und Ohren lassen,
und ich höhn’ ihrem Wort:
Lewwer duad üs Slaav.“

Im Schiff vorn der Ritter, panzerbewehrt,
stützt finster sich auf sein langes Schwert.
Hinter ihm, von der hohen Geistlichkeit,
steht Jürgen, der Priester, beflissen, bereit.
Er reibt sich die Hände, er bückt den Nacken.
„Der Obrigkeit helf’ ich die Frevler zu packen,
in den Pfuhl das Wort:
Lewwer duad üs Slaav.“

Gen Hörnum hat die Prunkbarke den Schnabel gewetzt,
ihr folgen die Ewer, kriegsvolkbesetzt.
Und es knirschen die Kiele auf den Sand,
und der Ritter, der Priester springen ans Land,
und waffenrasselnd hinter den beiden
entreißen die Söldner die Klingen den Scheiden.
Nun gilt es, Friesen:
Lewwer duad üs Slaav!

Die Knechte umzingeln das erste Haus,
Pidder Lüng schaut verwundert zum Fenster heraus.
Der Ritter, der Priester treten allein
über die ärmliche Schwelle hinein.
Des langen Peters starkzählige Sippe
sitzt grad an der kargen Mittagskrippe.
Jetzt zeige dich, Pidder:
Lewwer duad üs Slaav!

Der Ritter verneigt sich mit hämischem Hohn,
der Priester will anheben seinen Sermon.
Der Ritter nimmt spöttisch den Helm vom Haupt
und verbeugt sich noch einmal: „Ihr erlaubt,
daß wir Euch stören bei Euerm Essen,
bringt hurtig den Zehnten, den ihr vergessen,
und Euer Spruch ist ein Dreck:
Lewwer duad üs Slaav!“

Da reckt sich Pidder, steht wie ein Baum:
„Henning Pogwisch, halt deine Reden im Zaum!
Wir waren der Steuern von jeher frei,
und ob du sie wünscht, ist uns einerlei!
Zieh ab mit deinen Hungergesellen!
Hörst du meine Hunde bellen?
Und das Wort bleibt stehn:
Lewwer duad üs Slaav!"

„Bettelpack“ fährt ihn der Amtmann an,
und die Stirnader schwillt dem geschienten Mann,
„du frißt deinen Grünkohl nicht eher auf,
als bis dein Geld hier liegt zu Hauf.“
Der Priester zischelt von Trotzkopf und Bücken
und verkriecht sich hinter des Eisernen Rücken.
O Wort, geh nicht unter:
Lewwer duad üs Slaav!

Pidder Lüng starrt wie wirrsinnig den Amtmann an,
immer heftiger in Wut gerät der Tyrann,
und er speit in den dampfenden Kohl hinein:
„Nun geh an deinen Trog, du Schwein!“
Und er will, um die peinliche Stunde zu enden,
zu seinen Leuten nach draußen sich wenden.
Dumpf dröhnt’s von drinnen:
„Lewwer duad üs Slaav!“

Einen einzigen Sprung hat Pidder getan,
er schleppt an den Napf den Amtmann heran
und taucht ihm den Kopf ein und läßt ihn nicht frei,
bis der Ritter erstickt ist im glühheißen Brei.
Die Fäuste dann lassend vom furchtbaren Gittern,
brüllt er, die Türen und Wände zittern,
das stolzeste Wort:
„Lewwer duad üs Slaav!“

Der Priester liegt ohnmächtig ihm am Fuß,
die Häscher stürmen mit höllischem Gruß,
durchbohren den Fischer und zerren ihn fort;
in den Dünen, im Dorf rasen Messer und Mord.
Pidder Lüng doch, ehe sie ganz ihn verderben,
ruft noch einmal im Leben, im Sterben
sein Herrenwort:
„Lewwer duad üs Slaav!“

*Detlev von Liliencron*

# Fasnacht in Wißmar/Hessen

Nach altem Brauch feierte man in Wißmar bis zur Neuzeit acht Tage Fasnacht. Die Burschen und Mädchen kamen wie in der Spinnstube kameradschaftsweise zusammen. Abwechselnd kam man in Häusern der Mädchen zusammen. An diesen Tagen verließen die Eltern, ja sogar die Aushälter das Haus, um auch ihrerseits „spinn zu gehen". Wer durch irgendwelche Umstände verhindert war, die Fasnacht zu nehmen, mietete im Wirtshause einen Raum, der nur den Burschen und Mädchen der Kameradschaft zugänglich war.

Gemeinsam buk man am Montagmorgen eine genügende Anzahl von Petzekuchen, die mit altüberlieferten Symbolen geziert wurden, bei denen das Sonnenrad und der Lebensbaum eine hervorragende Rolle spielten. Jedes Mädchen brachte seinen Anteil an Mehl und sonstigen Zutaten mit. Nachmittags kamen dann die Burschen zu gemeinsamem Tanz, Kurzweil und Unterhaltungsspiel. Sie stellten das Getränk in Form von Schnaps. Der dazu gebräuchliche Plotzkrug, ein bauchiger Krug, faßte etwa 3 Liter Schnaps und ward vom Wirt unentgeltlich gestellt.

Die Mädchen schmücken den Krug mit den Farben der Kameradschaft. Zwei verschiedenfarbige Bänder wurden kunstgerecht um Henkel und Bauch des Plotzkruges gewunden. Jedes Mädchen und jeder Bursche der Kameradschaft trug in der Fasnachtswoche die gleichen Farben als Schleifchen am Mieder und dem Wams. So wählte sich eine Gruppe blau-rot, die andere grün-rot, die dritte gelb-blau u. a. m.

Am Fasnachtsdienstag traf man sich gegen drei Uhr mittags. Meist verkleidete man sich an diesem Tage im Spinnstubenzimmer recht geheimnisvoll, während der übliche Erbsenstrohbär in der Scheune zurecht gemacht wurde. Man stellte eine rechte Lumpengesellschaft mit geweißten und geschwärzten Gesichtern dar. Einige schnitten sich auch aus kräftigem Papier eine Maske, aus der dann die Nase hervorragte. Auch in der Verkleidung erkannte sich jede Kameradschaft an den Farbenschleifen. Dann zog sie mit Gesang und Geschrei durchs Dorf. Unzählige Male erklangen die beiden Lieder „Jetzt reisen wir zum Tor hinaus" und „Es welken alle Blätter". Die Kinder auf der Straße erhielten ihr Schmiß, auch den Erwachsenen wurde mit einem Prügel, Stock oder altem Besen der Rücken und seine Verlängerung abgeklopft. Bekannte durften aus dem mitgeführten Plotzkrug einen Schluck nehmen.

Einer der Burschen trug eine sauber geschälte, gespitzte und mit den Farben der Gesellschaft geschmückte Weide, während ein anderer ein altmodisches Körbchen in der Hand hielt. Wo der Wunsch „Gebt uns eine Fasnachtskräib" ausgesprochen wurde, erhielten sie entweder Speck oder Eier. Der Speck wurde auf die Weide gespießt, die Eier kamen ins Körbchen. Als Gegengabe durfte der Spender einen kräftigen Schluck aus dem Plotzkrug nehmen. Der Fasnachtsdienstag galt als Höhepunkt der frohen Fasnachtsfeier. Besonders eifrige Kameradschaften dehnten ihr Zusammensein bis zum frühen Morgen bei Gesang, Tanz und Spaß aus.

Mittwochs kam man wie am Montag und Freitag des Nachmittags und Abends zusammen. Scherze und Gesänge verkürzten die Zeit, bis man gegen elf Uhr auseinander ging.

Am Donnerstag trafen sich die Mädchen recht zeitig. Handgroße Kräppel mußten in Öl gebacken werden. Wehe dem Burschen, der es wagte, seine Nase in die Küche zu strecken, wo es so verlockend duftete: eine Maulschelle mit dem heißen Kochlöffel hätte ihn in seine Schranken zurückgejagt. An diesem Tag blieb man auch während der Fütterzeit zusammen. Das gemeinsame Abendmahl bestand aus Kartoffelsalat, Speck und Eiern, die bisher gesammelt worden waren. Immer neue Mengen Schnaps wurden im Plotzkrug geholt.

Sonnabends kam die Kameradschaft erst des Abends zur Spinnstube und Fasnachtsfeier.

Am Sonntagnachmittag zahlten die Burschen beim Wirt die in der Woche gemachten Schulden, der Anteil des Einzelnen belief sich auf 1 bis 2 Taler. Nun wurde noch ein Faß Bier erstanden. Mit ihm zogen sie dann zu ihren bereits in einem Haus versammelten Mädchen, wo der Nachmittag und Abend wieder mit Gesang, Scherz und Tanz verbracht wurde. Am folgenden Dienstag wurde die Fasnacht begraben. Abends in der Zeit von zehn bis elf Uhr begaben sich die Kameradschaften einzeln und gesondert auf eine Anhöhe vor dem Dorfe, meist war der sogenannte Grubenberg ihr Ziel.

Den Zug führte ein Bursche mit dem bebänderten und mit Schnaps gefüllten Plotzkrug an, ihm folgten einige Burschen mit Schaufel und Hacke, den Beschluß machten Burschen und Mädchen, Arm in Arm. Auf der Anhöhe angelangt, wurde ein Loch ausgehoben, etwas Schnaps auf die Erde geschüttet und zuletzt der Krug, von dem alle durch Anrühren Abschied genommen hatten, in das Loch versenkt und mit Erde bedeckt. Ein mundfertiger Bursche hielt eine klägliche Abschiedsrede, in der zum Ausdruck kam: nun ist die schöne Zeit zu Ende; die Fasnacht ist vorbei; hier ist sie begraben; im nächsten Jahre soll sie wiederkehren. Mit den Worten: „Du Liäwer em Loch, ach härre mr dech noch!" nahmen sämtliche Teilnehmer und Teilnehmerinnen heulend und klagend Abschied. Mit dem Gesang froher Weisen begaben sich alle auf den Heimweg. Meist kehrten heimlich einige Burschen an die Grabstelle zurück, um den Krug mit Schnaps wieder herauszuwühlen, an dem sie sich dann gütlich taten.

In früherer Zeit hat man anscheinend zu der Beerdigung der Fasnacht Stroh mitgenommen, das dann während der Handlung entzündet wurde. Den Schnaps schüttete man auf den Boden, während zu Schluß der Krug, der ein sogenannter Schimmelkrug (Art Steinhägerkrug) sein mußte, zerschlagen und begraben wurde.

Eine Woche voll ungezügelter und ungebundener Lebenslust und Lebensfreude nahm damit ein Ende. Mit ihr hörten auch die winterlichen Zusammenkünfte der Jugend in den Spinnstuben auf. Die Arbeit auf Hof und Feld begann, sie ließ in den Sommermonaten keine Zeit zu Festen und Feiern.

*W. Schnorr*

## ᛖᛁᚾ ᚡᛟᛚᚴ ᛖᚱᛋᛏᛖᚺᛏ

ᛖᛁᚾᚡᛟᛚᚴ ᛖᚱᛋᛏᛖᚺᛏ,
ᚹᛖᚾᚾ ᛖᛁᚾᛋ ᛁᚾ ᛒᛚᚢᛏ ᚢᚾᛞ ᚷᛚᚨᚢᛒᛖᚾ
ᛖᛋ ᚠᚱᛖᛁ ᚢᚾᛞ ᛋᛏᛟᛚᛉ ᚡᛟᛚᛚᛖᚾᛞᚢᚾᚷ ᛋᛁᚲᚺ ᛖᚱᛋᛏᚱᛖᛒᛏ,
ᛖᛁᚾ ᚡᛟᛚᚴ ᚡᛖᚱᚷᛖᚺᛏ,
ᛚᚫᛋᛋᛏ ᛖᛋ ᛋᛁᚲᚺ ᚺᛖᛁᛚ´ᚷᛖᛋ ᚱᚨᚢᛒᛖᚾ
ᚢᚾᛞ ᚹᛁᚱᛞ ᛉᚢᚱ ᛗᚨᛋᛋᛖ, ᛞᛁᛖ ᛁᚾ ᚴᚾᛖᚲᚺᛏᛋᚲᚺᚨᚠᛏ ᛚᛖᛒᛏ.

ᛖᚱᛁᚲᚺ ᛚᛁᛗᛈᚨᚲᚺ

# Halfeuer im Nassauischen

Einer Insel gleich haben sich im alles zernagenden Meer in wenigen Orten im westlichen Taunus eigenartige Feuerbräuche an Fastnacht erhalten. Es handelt sich um die Dörfer Ober- und Niedergladbach, Geroldstein, Espenschied, Ransel, Wollmerschied und Dieckschied, wo von alters her „Halefeuer" gebrannt werden.

Schon wochenlang vor dem Fest sammeln die Buben im Wald Holz und Reisig und schleppen es auf den Feuerplatz am Abhang des Berges. Am Fastnachtssonntag ziehen sie dann Gaben heischend durchs Dorf. Dabei hat einer einen Säbel für den Speck, ein anderer einen Stock für die Würste, ein dritter einen Korb. Ihre Sprüche sind heute recht verschiedenartig und auch recht verschiedenwertig. Ich gebe sie hier, wie sie mir für Obergladbach berichtet wurden, doch sollen sie in den anderen Orten ähnlich sein.

Hört ihr Leut und Achtung geben,
Achtung geben,
Was wir euch singen und sagen tun.
So ihr Leut uns geben werdet
Brotwurst oder ein altes Huhn,
Aber nur kein Hähnelein,
Denn es legt keine Eierlein,
Oder auch nur ein'n dürren Schinken,
Dürren Schinken,
Daß wir können tapfer trinken.
Der alte Gebrauch, der bringt es mit,
Daß man so herum muß gehn,
Drum ihr Leut erschrecket nicht,
Denn wir woll'n nicht alles haben,
Gebt, was ihr uns geben werdet,
Geben werdet,
Werden wir erfreuet sein,
Unsre Brüder sind's gar viel,
Weil ein jeder was haben will.

Manchmal klingt es allerdings ganz anders:

Ich bin ein kleiner Zimmermann,
Der net viel verdrücke kann,
Mei Säg is stumpf, mei Axt is voll Scharte,
Ich kann net mehr länger warte.

Oder:

Dort drowe in de Ferscht,
Hänge die lange Werscht,
Die große dun mer lange,
Die klaane losse mer hange.

Oder:

Auf diesem schönen Fasnachtsfest,
Da sind wir lustig da,
Wir singe und springe auf das Fest,
Juli, juli – a.

Drum seid so gut, ihr lieben Leut'
Und zeugt uns eure Gütigkeit.
Was wir empfangen, was,
Wir trinken aus dem Glas.

Als Dank sagen sie:

Wir danken für die Gaben,
Die wir empfangen haben.
Übers Jahr kommen wir wieder
Mit all unsern Brüder(n)!
Gott soll euch belohnen,
Was ihr uns habt getan,
Was ihr uns habt getan.

Nun wird, zumeist am Abhang, der Haufen errichtet. In Obergladbach werden zwei Pfähle mit Gabeln eingeschlagen, darüber liegt quer eine dickere Stange, auf dieser wieder viele dickere Knüppel, dann wird Reisig, Holz, alte Weihnachtsbäume und sonstiges Brennmaterial aufgeschichtet. Früher kam obenauf ein Strohmann (Kehrein, Volkssprache und Volkssitte in Nassau II., 1872, 143). Mittlerweile haben die Buben im Dorf Stroh gesammelt mit dem Ruf:

Es wohnt en reicher Herr im Haus,
Langt en Pärsche (Büschel) Stroh eraus
Zum Halefeuer, zum Halefeuer, zum Halefeuer!

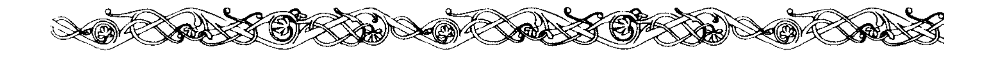
Während dies montags geschieht, wird erst dienstags abends das Stroh unter den Rost des Haufens gestopft und dann angezündet. Die Buben haben sich aus Strohwischen an langen Stangen Fackeln gemacht, die sie brennend schwingend. Früher ließ man kleinere, mit Stroh umwickelte und angezündete Räder den Berg hinunterlaufen (am Fastnachtssonntag größere Wagen- und Pflugräder! Siehe Kehrein.) Der Zug des Rauches wurde von den Alten beobachet, ging er nach Süden, so war ein gutes Hanfjahr zu erwarten.

In Espenschied wird der Haufen auf sechs Pfählen aufgeschichtet. Es sind also hier im Taunus typische Rosthaufen im Brauch, wie sie Winter für die Odenwälder Fastnachtsfeuer festgestellt hat (Volk und Scholle 1934, S. 37). Für die Orte nördlich der Wisper (die vier zuletzt genannten) ist sinnvoller belegt, daß die langen Sprüche erst am Aschermittwoch beim Eier- und Krepelsammeln im Dorf gesagt werden, also nach dem Feuer.

Von Ransel berichtet Kehrein, daß die Buben in das Feuer mit Stangen schlagen und stechen mit dem Ruf: „Wir verbrennen den Hal".

So seltsam und inselhaft die Halfeuer uns heute erscheinen, so lassen sie sich doch leicht in einen größeren Raum einreihen. Zwar heißen die Odenwälder Feuer, die ihnen sehr ähnlich sind, nur einfach „Fastnachtsfeuer", und das uraltertümliche Halefeuer, das früher in Heidesheim brannte, scheint ebenso wie das Herbsteiner Halefeuer andersartig zu sein. Bei Betrachtung der Einzelzüge aber spürt man die tiefe Einheitlichkeit, etwa in dem Verbrennen der Strohpuppe, die in der Rhön als „Hutzelmann", in Heidesheim als Katze und auch im Odenwald verbrannt wird, oder im Rollen der Räder in der Rhön, im Odenwald und in der Pfalz. Diese Einheitlichkeit in den Einzelzügen geht von Flandern bis in die Schweiz; sie ist uns ein Zeichen, daß hier alter Brauch unserer Frühzeit vorliegt, der zwar mannigfach zerspalten und nur resthaft erhalten ist, der aber doch den kultischen Urgrund deutlich ahnen und begreifen läßt.

*Friedrich Mößinger*



# Der Hirsch, ein Lichtsymbol



Als vorgeschichtliches Jagdtier und dem Sonnenwagen in Bohuslän in Südschweden als Zugtier vorgespannt, ist der Hirsch in ältester Zeit bezeugt. Er reicht somit von seiner mehr nutzhaften und untergeordneten Existenz bis an den weiten Götterhimmel der germanischen Mythologie heran, wo sein eigentlicher, sagenumwobener Vorstellungsgehalt erst ganz auszuschöpfen ist. Hier prägt sich dann jenes bezeichnende Lebens- und Formgefühl unserer germanischen Vorfahren aus, das man noch mit dem Glauben der Indogermanen zusammengestellt hat, bei dem sich in der Versinnlichung des Übersinnlichen und der Beseelung des Überseelten eine starke schöpferische Phantasie enthalten konnte. Bis zum heutigen Tag lebt im Volksglauben der Hirsch als Frühlingslichtbringer weiter.

Die zahlreichen uns noch erhaltenen Funde, die zum Beispiel einst beim Bau der Bahn von Aschersleben nach Halle aus den Urnenhügeln zutage kamen und worunter vor allem das prächtige Bruchstück eines Hirschgeweihes war, schildern eindringlich genug die bestimmte Rolle, die dem Hirsch als dem Heilbringer und Vernichter alles Dämonisch-Bösen zugedacht war. Sie erzählen auch davon, wie einst eine Art von schutzhafter Weihe und noch mehr ein menschenverwandelnder Erlösungsglaube in seinem heiligen Zeichen begründet lag. Wenn auf dem Kirchhof von Envermen ein auf merowingische Zeit zurückreichendes Geweih eines Zehnenders und in angelsächsischen Gräbern mehrfach Hirschgeweihe vorgefunden wurden, so beweist das alles eine religiöse Vorstellung, die bis in den Grabkult geführt haben muß. Der Kampf des Lichtes mit der Nacht ist ja eine uralte indogermanische Vorstellung, und der sieghafte und schnellfüßige Hirsch, dessen einziger Schmuck das Geweih ist, erhält schon sehr früh als Tier höherer Ordnung eine entschiedene Lichtbeziehung. Spiegelt sich doch auch in uralten Ausdrücken für Horn (Hirschhorn, Geweih!) die Bedeutung von Licht!

Bei der so starken naturhaften Verankerung des germanischen Götterglaubens im besonderen hat das kraftvolle und zeugende Element, das im Hirsch mit elementarer Ausdruckskraft wirkt, eine hohe Schätzung erreicht. Sie findet sich nicht nur in den keltisch-germanischen Hirschgöttern oder in altgermanischen Götter- und Geschlechtersagen, sondern auch im Brauchtum des Volkes bis in die Gegenwart. Wenn der in der Brunstzeit röhrende Hirsch in heftigem Kampf um das Mutterwild begriffen ist und schließlich den schwächeren Gegner besiegt, so hat dieser Kampf edler Tiere schon in frühester Zeit den Menschen hohe Achtung abgenötigt. Seine rasche und wilde Art, das dräuende Gehörn ließen den Hirsch eben nicht als einen gefährlichen Gegner scheinen, sondern man ließ ihm und seinem mit der Jahreszeit innig verhafteten Kampf eine fast göttliche Verehrung zuteil werden. Das Licht droben und die dunkle Erde unten waren als gleichrangige Mächte in anhaltendem und die Menschen in ihrem Denken stärker als heute beeinflussenden Streit gegeneinander gesehen worden; daher lebte in diesen Gegensätzen auch eine stärkere Symbolkraft. In einer Art magischer Wirklichkeit werden die Lichtkräfte dem Alltag, dem Verrichten und Wollen, dienstbar zu machen versucht.

Die heutigen Überreste in der Volksmedizin, in Sagen, Märchen und Legenden haben zumeist den alten religiös-naturhaften Kern eingebüßt. Es lebt aber der Glaube an die reinigende und entsühnende Gestalt, das heißt an die Lichtnatur, mit der das Volk den Hirsch verbindet, unvermindert fort. Es sind dies von alten religiösen Vorstellungen ausgelöste, mit neuem Sinn erfüllte Dinge, aus denen eine gleich edle, wenn auch gewandelte Welt herausleuchtet. Wenn so viele Stick- und Bortenmuster der Volkskunst das stilisierte Abbild des Hirsches schmücken, so wird man zunächst an die in Märchen und Sagen lebendig gebliebene Erinnerung, weniger an einen ursprünglichen, älteren Gedankenkreis erinnert. Denn die Bilder in Grimms „Deutschen Rechtsaltertümern", wo mehrfach der Hirsch als weisendes Tier erwähnt ist, und in den Märchen der Brüder sind sie ja immer noch am bekanntesten geblieben. Der Hirsch als weisendes Tier, das heißt, seine auf göttlichen Ratschluß erfolgte Eigenschaft, den Menschen bei einem Vorhaben, zu dem er den Weg nicht kennt, die Richtung anzeigen zu können, spielt daher eine entscheidende Rolle, was aus vielen Berichten deutlich wird. Ein solcher kreuztragender Hirsch begegnete dem Eustachius; von Hubertus wird ähnliches erzählt. Hirsche als weisende Tiere bestimmten aber auch den Bau von Kirchen, so in Kremsmünster, Beuron und Corvey.

Viele Ortsnamen oder Bezeichnungen für Gewann, Flur und Berg deuten auf ein zumeist vergessenes, doch im Untergrund der Legende schlummerndes Bild vom Hirsch als dem Träger des Lichtes hin. Mögen auch zunächst die Namen Hirschsprung, Hirschgereuth, Hirschberg, Hirschhorn (am Neckar) und andere das jagdbare Revier oder den Wald- und Hirschreichtum schlechthin bezeichnen, so weben doch noch andere Beziehungen, wenn man ihnen erst einmal nachgeht, am Kranz der Legende mit.

Eines der interessantesten Gebiete, das der Volksmedizin und des Volksglaubens, für den der Hirsch ein Träger wertvoller Heilkräfte ist, sei noch kurz gestreift. Schon bei Ambrosius (gest. 397 n. übl. Ztr.) wird die magisch-abwehrende Kraft des Hirsches bezeugt. Das Hirschblut, der Hirschtalg, das Hirschhorn haben sich ebenfalls ihre besondere Wirksamkeit bewahrt, und bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts noch wurden von schlesischen Apothekern Blase und Hoden sowie das Kurzwildbret als heilkräftiges Gericht verlangt, wie Will-Erich Peuckert in Erfahrung brachte. Bei Trithemius (Antipalus maleficiorum, Ingolstadt 1555) findet sich das Rezept: „Nimm acht Lot Hirschhorn, sieben Lot Korallen und drei Lot Karneolstein, tue es in eine Hollunderbüchse, und wo immer sie ist, wird kein Blitz einschlagen."

Überblickt man die vielseitigen Ausstrahlungen, welche der Glaube an die Lichtnatur des Hirsches in den Märchenüberlieferungen, in historischen Zeugnissen, in geschriebenen oder bildnerischen Urkunden aufbewahrt hat, so wird man in ihrem hellen Schein noch etwas von alter, esoterischer Weisheit finden können, die, wenn sie auch eine weite Strecke verschüttet ist, im Kreis der Jahresfeste fortlebt. Am ersten Frühlingstag, wo das „Lichten", die Arbeit bei Licht in Stube und Werkstatt aufhört, beginnt das Lichtsinnbild im Zeichen des Hirsches zum erstenmal zu wirken.

*Hans Harder*
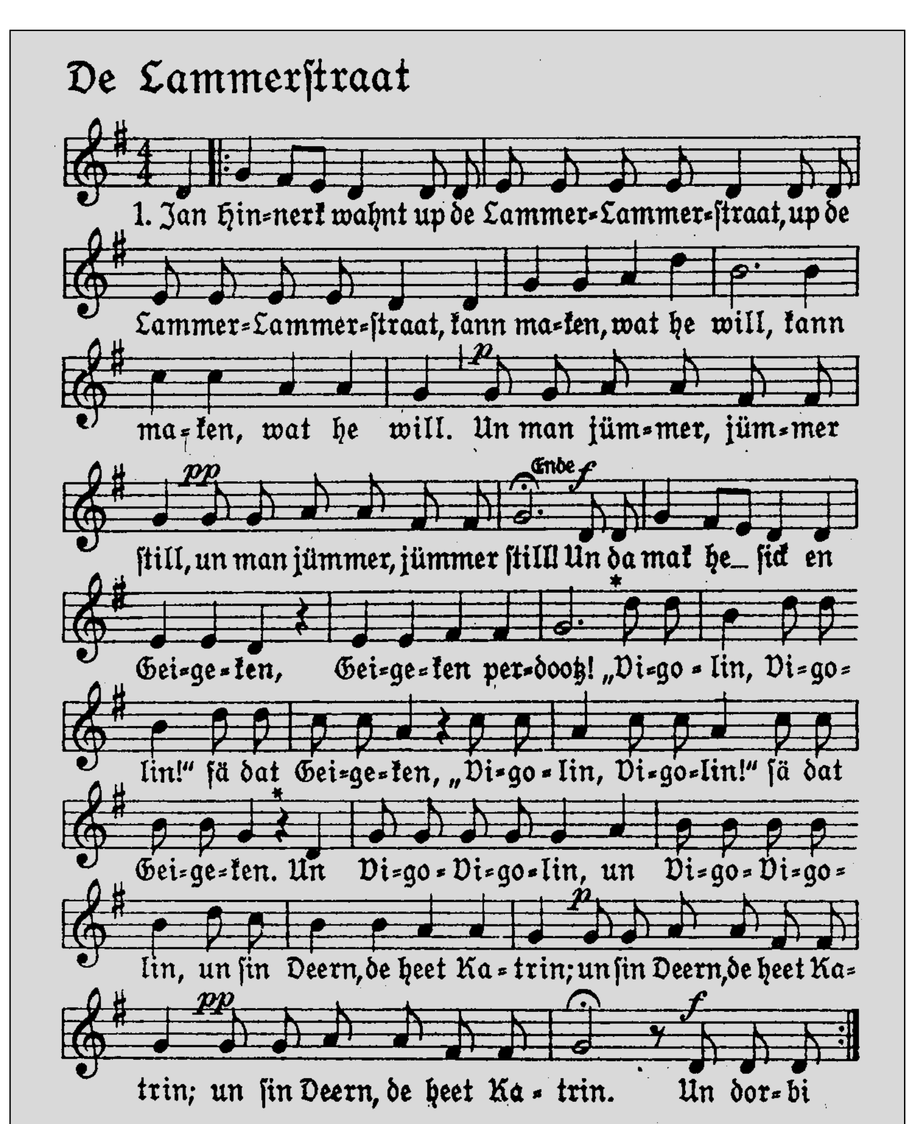



# Das plattdeutsche Lied „Jan Hinnerk"

## Ein getarntes Widerstandslied aus der Zeit Napoleons

Als Napoleon Kaiser von Frankreich geworden war, umgab er sein Land mit einem Kranz von Satellitenstaaten und setzte dort seine Verwandten als Könige ein. So wurde sein Bruder Louis König der Niederlande. Der fühlte sich aber in seiner Rolle nicht wohl, weil er den Interessen des Kaisers und denen der Niederlande nicht gleichzeitig gerecht werden konnte. Schließlich verschwand er mit einer Schauspielerin nach Amerika.

Diesen Vorfall nahm Napoleon zum Anlaß, die Niederlande und – in einem Abwasch – auch einen großen Teil des norddeutschen Raumes dem französi-




2. Un dorbi wahnt he noch jümmer… Un da mak he sick en Hollandsmann, Hollandsmann perdooz! „Gottsverdori, Gottsverdori!“ sä de Hollandsmann, „Vigolin, Vigolin!“ sä dat Geigeken usw.

* Der Mittelteil der Weise zwischen den Sternchen ist von der 2. bis zur letzten Strophe entsprechend oft zu wiederholen.

3. Un dorbi wahnt he noch jümmer… Un da mak he sick en Engelsmann, Engelsmann perdooz! “How d’you do? How d’you do?” sä de Engelsmann, „Gottsverdori, Gottsverdori!“ sä de Hollandsmann usw.

4. Un dorbi wahnt he noch jümmer… Un da mak he sick en Spanischmann, Spanischmann perdooz! „Karatjo, Karatjo!“ sä de Spanischmann, “How d’you do? How d’you do?” sä de Engelsmann usw.

5. Un dorbi wahnt he noch jümmer… Un da mak he sick en Hanseat, Hanseat perdooz! „Sla em dot, sla em dot!“ sä de Hanseat, „Karatjo, Karatjo“, sä de Spanischmann usw.

6. Un dorbi wahnt he noch jümmer… Un da mak he sick Napolium, Napolium perdooz! „Ick bün Kaiser, ick bün Kaiser!“ sä Napolium, „Sla em dot, sla em dot!“ sä de Hanseat usw.

Nach: Hans Breuer, Der Zupfgeigenhansl, und K. Henniger, Niedersachsen-Liederbuch.

schen Kaiserreich einzuverleiben. Jetzt war ein Landstreifen, der nach Osten schmaler wurde und bis nach Lübeck reichte, buchstäblich ein Teil Frankreichs geworden. Napoleon bekam auf diese Weise die Nordseeküste in die Hand, was für die Kontinentalsperre gegen England sehr wichtig war, aber auch einen schweren Schlag gegen die deutsche Wirtschaft bedeutete. Englische Waren wurden jetzt rücksichtslos konfisziert und oft in großen Mengen sinnlos vernichtet.

Auch Hamburg war 1806 n. ü. Ztr. französisch geworden und blieb es bis 1814. Der Senat hatte die Stadt „freiwillig“ dem Kaiser übergeben. Französisch war die Amtssprache geworden, der Schiffsverkehr kam fast zum Erliegen. Dagegen begann der Schmuggel zu blühen.

Man kann sich vorstellen, daß die Bürger der Stadt mit diesen offenen Gewaltakten keineswegs zufrieden waren und ihrem Unmut mehr oder weniger deutlich Luft machten. Dies geschah natürlich auch in den Wirtshäusern und – wie damals häufig noch üblich – in Form von Liedern. Vor der Erfindung der Rotationspresse waren Lieder jahrhundertelang eine Art von Nachrichtenübermittlung, besonders wenn diese „Nachrichten“ der jeweiligen Regierung nicht gefielen und anders nicht vermittelt werden konnten.

Aber es war auch damals schon gefährlich, in der Öffentlichkeit seine Meinung allen deutlich zum Ausdruck zu bringen. Französische Spitzel wird es überall gegeben haben. Gerade in den Gaststätten hatten die Wände Ohren. So konnte man es nicht überall wagen, ein offen gegen Napoleon gerichtetes Lied zu singen. Der Inhalt mußte verschleiert werden. Dies geschah auf folgende Weise:

Man sang plattdeutsch, was zu jener Zeit in Hamburg noch selbstverständlich und den Franzosen unverständlich war. Für deutschsprachige Spitzel wurde das Gesungene dermaßen verschlüsselt, daß sie das Widerstands- und Hoffnungslied nicht inhaltlich verstanden. Seit dieser Zeit verbreitete sich „Jan Hinnerk“ wohl über ganz Deutschland, aber den anscheinend unsinnigen, aber tieferen Sinn kann man bis heute nur noch über geisteswissenschaftliche (philologische) Erklärungen den heutigen Sängern nachvermitteln, denn das anscheinend unsinnige Lied wird immer noch gern gesungen, besonders von Freunden der plattdeutschen Sprache.

Mit „Jan Hinnerk“ ist Gott gemeint, der letztlich das Sagen über Unrecht und Unordnung hat. Er tritt in diesem Liede nicht so gewalttätig auf, wie wenige Jahre später, in den Befreiungskriegen, wo es heißt: „Der Gott, der Eisen wach-

sen ließ, der wollte keine Knechte!“ Er wohnt „up de Lammerstraat“, d.h. in der „Lämmerstraße“, wie man in Hamburg und Nordwestdeutschland die „Milchstraße“ nannte, wo der Herrscher des Alls thront und „moken kann, wat he will“. Diesem Gott sollen die Menschen ihre Not anvertrauen. Eigenartig ist, daß Gott zunächst eine Geige erschafft. Wahrscheinlich wollten die Sänger etwaige Spitzel und ungebetene Zuhörer gleich zu Anfang beschwichtigen, so, als handle es sich um ein ganz harmloses, fröhliches Tanzlied.

Hochbrisanz liegt dagegen ganz darauf im Schluß der Strophen: „und sien Deern de heit Kathrin“. Die St. Katharinenkirche war damals die einzige Kirche in Hamburg, wo noch deutsch gepredigt werden durfte während der Besatzungszeit.

Jetzt nimmt „Jan Hinnerk“ seine Allmacht her und erschafft einen „Engelsman“. Der flucht über Napoleon in nicht gerade salonfähiger Weise. England war der beharrliche Gegner Napoleons. Der „Hollandsman“, dem es unter der Fremdherrschaft auch nicht gefällt, äußert sich anschließend in seiner Sprache kaum anders.

Nun wird Napoleon erschaffen. Er pocht nur plump auf seine Kaisermacht. Dann aber strebt das Lied seinem Höhepunkt zu. Stellen wir uns die Situation noch einmal in aller Dramatik vor: Eine fröhliche Runde sitzt am Biertisch und ist mit dem Gesang bis hierhin gekommen. Plötzlich tauchen Leute auf, denen man nicht trauen kann. Im Falle einer Denunziation kann das Gefängnis drohen. Aber es bleibt immer noch die Möglichkeit, das Lied bei Napoleon abzubrechen. Selbst französische Spitzel hätten so leicht ein Haar in der Suppe gefunden. Bleibt die Runde aber in sicherer Umgebung, so konnte sie sozusagen alle Tarnung fallen lassen und auch die letzte Strophe schmettern, deren Inhalt ja nun so deutlich ist, daß auf jeden weiteren Kommentar verzichtet werden kann.

Die Franzosenzeit in Hamburg blieb Episode. Nur wenig erinnert noch heute daran. Das Lied blieb erhalten, aber man vergaß – wie so oft – die Umstände seiner Entstehung und seinen politischen Charakter. Wenn es noch gesungen wurde, dann meist im Zusammenhang mit anderen heutigen, norddeutschen Volksweisen wie „Burlala“ oder „Herrn Pastorn sien Kau“. Später ließ man meist auch die letzte Strophe weg. So wurde der Text wesentlich friedlicher, was seiner Verbreitung keinen Abbruch tat, doch der ursprüngliche Sinn ging verloren. Obwohl das Lied, wie wir gesehen haben, aus einer zeitlich begrenzten, ganz konkreten Situation entstanden ist, hat es sich auch heute noch durchaus seine Bedeutung bewahrt. Seine Einzigartigkeit liegt in dem Zwiespalt des Textes: Für den Gegner, der ihn nicht verstehen soll, bis zur Unkenntlichkeit verschlüsselt, für den Eingeweihten dagegen sonnenklar.

Es mag auch andere Lieder dieser Art gegeben haben, aber kaum so stark verschleiert und trotzdem so weit verbreitet. Die meisten Protestgesänge – die es zu allen Zeiten gegeben hat – vertraten ihre Standpunkte ganz unverblümt. Man mußte mit dem Singen eben warten, bis man sicher war und den Mund öffnen konnte oder halten mußte. Es geht hier um nichts weniger als um das Grundrecht der Meinungsfreiheit. Das Lied kann bis auf den heutigen Tag als zeitloser Protest aller jener Menschen dienen, die, wann und wo auch immer,unter Gewaltherrschaft zu leiden haben. Ohne Gefahr können sie ihre Ansichten nicht frei äußern und sich nur damit trösten, daß „Jan Hinnerk“ immer noch „up de Lammerstraat“ wohnt. Für den Christen ist es der freilich allmächtige, „liebe“ Gott. Der Norddeutsche vermag aber auch auf seine Art unbewußt eine tief in ihm wohnende archetypische Vorstellung von Weltordnung und Gerechtigkeit in dem Bilde von der in der Nacht leuchtenden „Lammerstraat“ ausgedrückt finden, wie es Felix Dahn im Gedenken an Jakob Grimm sagt: „Der Götterglaube der Germanen war ein Lichtkult, eine Verehrung der wohltätigen, dem Menschen segensreichen Mächte des Lichts, wie sie im Himmel, in der Sonne, den Gestirnen, dem Frühling oder Sommer gegenüber den schädlichen, unheimlichen Gewalten der Nacht, der Finsternis erschienen: auch Heiliges und Böses, Leben und Tod stellte sich ihnen als dieser Gegensatz von Licht und Finsternis dar“. Daß hinter vermeintlich christlichen Glaubensäußerungen zumeist gleichermaßen tiefere, nichtchristlich-heidnische Wesensschichten der norddeutschen Menschenart zum Ausdruck kommen, beschreibt der mit dieser Menschenart sehr erfahrene „Heidenpastor“ Gustav Frenssen in seinen Werken, zum Beispiel in seinem Roman „Hilligenlei“, und auch in „Der Glaube der Nordmark“.

*Dr. W. G.*




# Aus Deutschlands Vorzeit: Die Bronzezeit

Teil 4

## Die Felsbilder

Wiederholt haben wir schon, wenn wir Belege für bronzezeitliche Eigenheiten suchten, auf die sogenannten Felsbilder verwiesen. Was waren das für Bilder?

Wenn wir auch zu jener Zeit jede Spur einer Schrift vermissen, so können wir uns doch in das „Lesen“ unzähliger Bilder vertiefen, die damals in Felshänge Südschwedens und Südnorwegens in Granit eingeritzt worden sind. Sie bezeugen weniger eine germanische Kunstfertigkeit, sondern geben uns vielmehr wichtige kulturgeschichtliche Aufschlüsse. Diese Felsbilder setzen freilich eine ganz andere Sehweise voraus, als wie wir sie heute haben. Sie kennen keine Tiefenerstreckung (Perspektive), stehen übereinander und durcheinander, beschränken sich auf abkürzende Striche und erinnern wohl manchen an das Krikelkrakel unserer Kinder. Es ist also notwendig, sich dahinein mit Geduld und verständnisvoll „einzulesen“.



*Abb. 18: Der Drei-Götterstein*

Dargestellt sind Sinnbilder der Sonne, große Gestalten mit Axt oder Speer, die wir als Gottheiten deuten, Männer, die Luren blasen, Begebenheiten bei einer Hirschjagd, bei einem Kampfspiel zu Pferde und mancherlei Geschehnisse mehr.

Am häufigsten sind wohl die Schiffsdarstellungen, die uns, wie erwähnt, ganz genau den Bau der Schiffe erkennen lassen. Nicht immer wird es sich dabei nur um die reine Freude an der Wiedergabe gehandelt haben, vielmehr liegt diesen Schiffen eine tiefere Bedeutung zugrunde. Das Schiff ist als Sinnbild der Sonne anzusehen, die nachts im Schiff über den Ozean fährt und dem Lande Fruchtbarkeit bringt. Zudem befinden sich jene Bilder fast immer in der Nähe bestellbaren Ackergeländes, so daß sie von der Forschung heute als Bitten um Erntesegen (Fernzauber) gedeutet werden.

Innerhalb unserer heutigen Landesgrenzen haben wir nur ein solches Bilderwerk zu verzeichnen, den Stein von Anderlingen, Kreis Bremervörde, der sich heute im Museum von Hannover befindet. Es war der südliche Schlußstein einer Steingruft. Auf ihm sind drei Götter zu erkennen, darunter der Gott mit dem Hammer, der uns im Verlauf der germanischen Geschichte als Donar – Thor – bekannt werden wird. Wir bilden diesen Stein als Strichzeichnung ab (Abbildung 18).

Zu den Felszeichnungen zu rechnen sind auch die Zeichnungen auf dem schon öfter erwähnten Steingrab von Kivik in der Nähe von Mellby, Schonen. Seine Steinplatten sind schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts gefunden und beschrieben worden, so daß wir heute auch von einigen Platten, die verlorengegangen sind, alte Nachzeichnungen besitzen.



*Abb. 19*

Bildhafte Darstellungen finden sich ferner auf bronzenen Rasiermessern; allein aus Niedersachsen kennen wir neun Stück. Dargestellt sind darauf wieder Schiffe, Menschen, Tiere u. a. Wie ein solches bronzezeitliches Rasiermesser ausgesehen hat, zeigt unsere Zeichnung (Abb. 19) nach einem Fund bei Bremen Wir sehen ein Schiff, das auf einer weiten Meeresfläche zu denken ist, die durch einen Fisch und einer Wasserschlange angedeutet wird. Unter dem Fisch liegt ein kleines Schiff, vielleicht nur ein Boot, das halb ans Ufer gezogen zu sein scheint. Im Hauptschiff kniet ein Mann, der ein Paddelruder hält.

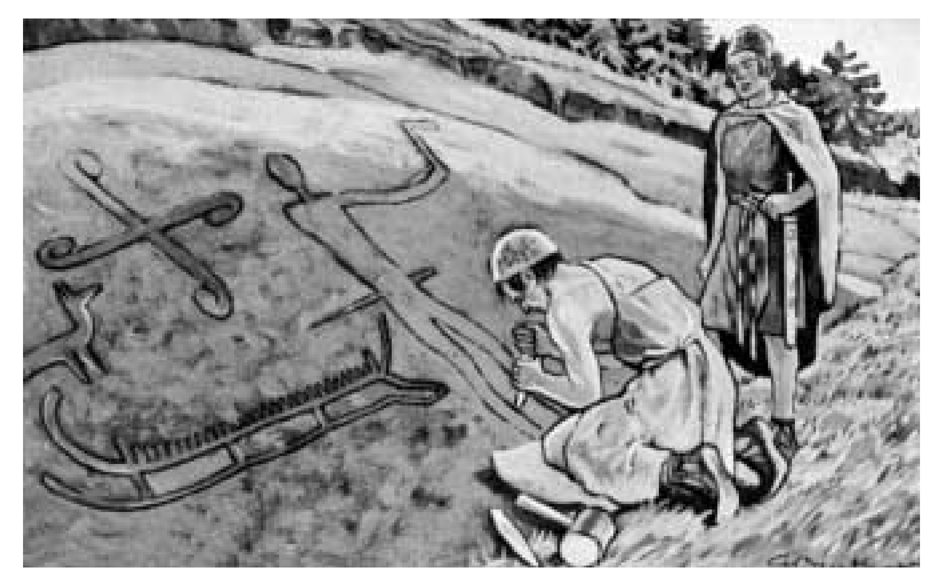


*Abb. 20*

Unser nächstes Bild (Abb. 20) zeigt einen bronzezeitlichen Künstler beim Einritzen von Bildern in Felsgestein. Er hat bereits einen Sonnenwirbel, aus dem später das Hakenkreuz hervorging, den Axtgott, ein Schiff und ein Tier eingeritzt.

## Der Bernstein

Einen wertvollen Schatz schenkte den Germanen das Meer. Es war der Bernstein, ein verhärtetes Baumharz von den Nadelwäldern des Ostseegebietes, die das Meer einst verschlungen hat. Die Hauptfundplätze während der Bronzezeit lagen an der Westküste Schleswig-Holsteins und Dänemarks, noch nicht wie heute an der Samlandküste Ostpreußens. Gewaltige Mengen Bernstein müssen damals von den Wellen angeworfen worden sein. Und heute noch gibt es steigende Erträge. Die goldgelbe Farbe, der reizvoll matte Glanz und die Durchsichtigkeit des Bernsteins haben schon früh die Menschen angeregt, ihn als Schmuck zu verwenden. Bernsteinschmuck kannten die nordischen Länder längst, ehe ihn die Mittelmeerwelt begehrte, ihn als ebenbürtigen Tauschwert für Edelmetalle ansah. Die nord-südlichen Handelsstraßen, auf denen die Bernsteinhändler zogen, können wir in gleicher Weise auf einer Karte festlegen, wie wir es für die Bronzehandelsstraßen vermochten.

*Abb. 21*

Bereits die Jungsteinzeit hatte Bernstein gekannt, Bernsteinperlen und Anhänger gearbeitet, ja sogar Tierfiguren aus Bernstein, wie das berühmte Bernsteinpferd von Woldenberg in der Neumark (Abb. 21). Leider ist uns viel Bernsteinschmuck verlorengegangen, weil man später dazu überging, die Toten mit



*Abb. 22*

ihrem Bernsteinschmuck zu verbrennen.

Wie sehr alte Bräuche sich bewahren, beweisen die schweren Bernsteinketten, die noch heute in manchen deutschen Gauen ein Festschmuck der Frauen sind, dem Heilkräfte zugeschrieben werden und der sich von der Mutter auf die Tochter vererbt..

Unser Bild (Abb. 22) zeigt, wie Männer bei Niedrigwasser Bernstein in den Wellen mit Körben fischen. Ein junger Mann hat ein großes Stück gefunden und bringt es seiner Freundin zum Geschenk.

## Das Gold

Der Bernstein wird manchmal in dichterischer Umschreibung das „Gold des Nordens“ genannt. Doch darf man nicht meinen, die germanische Bronzezeit sei etwa an echtem Golde arm gewesen. Im Gegenteil! Die Bronzezeit war vielmehr auch eine Goldzeit. Man macht sich kaum eine genügende Vorstellung von ihrem Reichtum an diesem edelsten der Metalle. Armringe, Fingerringe, Ohrringe gab es aus Gold, goldene Nadeln, goldene Schalen, goldene Sonnenscheiben.

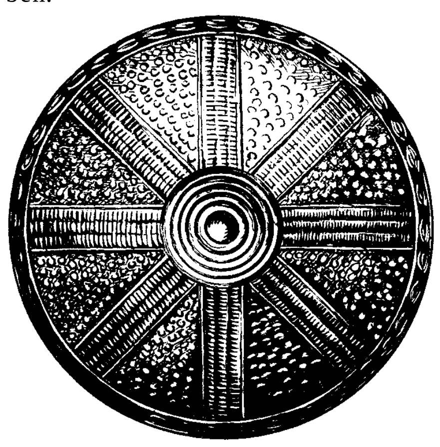


*Abb. 23: Der Boden einer Goldschale*

Die Erinnerung an vergrabene Schätze hält sich oft über weite Zeiträume hinweg im Gedächtnis des Volkes. Mancher Schatz konnte gehoben werden, weil eine dunkle Vermutung des Volkes um den Ort kreiste, an dem Gold verborgen liegen sollte.

Der größte Fund wurde vor dem 1. Weltkrieg von einem Arbeiter auf dem Messingwerk Eberswalde bei Berlin gemacht. In einem eimerartigen Tongefäß lagen acht goldene Schalen – den Boden einer dieser Schalen zeigt unsere Zeichnung (Abb. 23) – und 73 kleinere goldene Gegenstände (Lockenhalter oder Haarwickel, Halsringe, ein Goldbarren). Alles zusammen wog fünf Pfund! Sämtliche Stücke befanden sich bis 45 im Berliner Museum, wo sie von den Sowjets abtransportiert wurden und seitdem verschollen sind. Die schalenartigen Gefäße, die in Treibtechnik ausgeführt und mit Buckeln verziert sind, waren gewiß keine Trinkgefäße. Dagegen spricht außer der Kostbarkeit der scharfe Rand. Wir dürfen eher annehmen, daß sie bei feierlichen Handlungen verwendet worden sind. So werden die meisten Goldfunde, da sie nicht in Gräbern lagen, als Weihegaben an Gottheiten oder als vergrabener Hausschatz eines Fürsten gedeutet. Es gibt neben Eberswalde noch zahlreiche solcher Verwahrfunde in Schleswig-Holstein und besonders in Schweden. Das Gold, aus dem die Gegenstände gefertigt sind, war eingeführtes Gut, nur seine Bearbeitung zeugt von germanischem Kunsthandwerk.



*Abb. 26*

## Germanische Totenehrung

Bei der Besprechung germanischer Trachten hatten wir schon die Baumsärge erwähnt. Baumsärge sind noch in den ersten Jahrhunderten der üblichen Zeitrechnung verwendet worden, und in Schwaben wird heutigen Tages noch der Sarg „Totenbaum“ genannt. Die ältesten Särge, die wir kennen, sind aus einem 2–3 Meter langen starken Eichenstamm gehauen, der nach der Länge gespalten und ausgehöhlt und an den Enden gerade war. In den ausgehöhlten unteren Teil des Stammes bettete man den Toten mit einer Rinderhaut umhüllt, samt seinem Schmuck und seinen Waffen. Auch Hausrat wurde ihm vielfach mitgegeben, ein Trinkhorn, ein hölzerner Löffel, eine länglichovale Schachtel aus Birkenrinde, die eine zweite Wollmütze enthielt, eine mit Brandmalerei versehene Schale aus Lindenholz. Klappstuhl und Holzgeräte aus jütischen Baumsärgen, Gegenstände, die sich heute im Kopenhagener Museum befinden, zeigt unsere Abbildung 24. Auch gab man dem Toten, wie die Funde bezeugen, einen Eimer mit dem „Totenbier“, einem Trank aus Heidelbeeren, Weizen und Honig, von dem noch Reste geblieben sind. Dieser Bestattungsweise in Bäumen liegt wohl ein tieferer Sinn zugrunde, denn gleichzeitige Felszeichnungen stellen häufig Bäume in den Mittelpunkt einer religiösen Handlung. Da man sich vielleicht vorgestellt hat, daß der Eichenbaum dem Toten Lebenskraft mitzuteilen vermag, dürfen wir aus der Baumsargbestattung etwas wie einen damit verknüpften Auferstehungsgedanken annehmen. Den Gedanken, daß der Baum Sinnbild des Lebens und des Todes sei, halten noch Voksbräuche, der Maibaum etwa, fest. Der Eichensarg wurde auf eine Steinlage gestellt; ein kegelförmiger Hügel (Kegelgrab) aus Steinen und Erde wölbte sich über ihm.



## Die Frau von Egtved

Einer der bemerkenswertesten Baumsargfunde ist der von Egtved (Jütland) an der Grenze von Schleswig. Er enthielt eine Frau, die man dem Knochenbau nach auf etwa zwanzig Jahre schätzen kann, zusammen mit einem Kind von etwa 8–9 Jahren. Die Gerbsäure des Eichenhol-

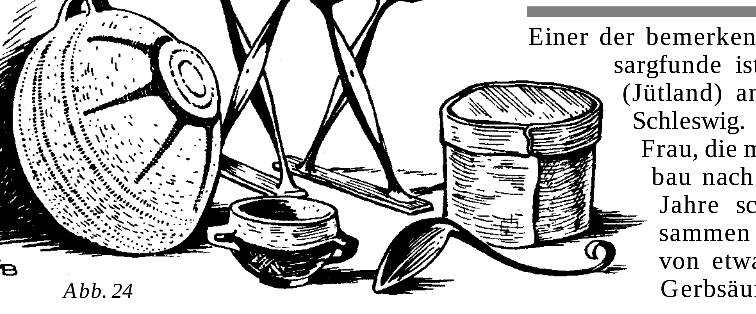


*Abb. 24*



Abb. 25



Abb. 27

zes hat hier wiederum die Toten so gut erhalten, daß man beim Öffnen des Sarges meinen konnte, sie hätten die Jahrtausende hindurch geschlafen. Am meisten überraschte die junge Frau. Sie hatte das Haar über der Stirn gestutzt, am Hinterkopf lang durch einen Kamm und ein Nackenband gehalten. Sie trug auch keinen langen Rock, wie wir es sonst bei der germanischen Frau gewöhnt sind, sondern nur ein kurzes kniefreies Röckchen, das aus herabhängenden Wollfransen bestand (Abb. 25). Das Röckchen war ein Wickelrock, wie wir heute sagen würden, und wurde durch einen gewebten Bund gehalten, in dem eine Gürtelplatte steckte. Die kragenlose Bluse hatte die bekannten halblangen Ärmel. Es ist überlegt worden, ob diese Frau nur diese leichte Bekleidung getragen haben soll. Es ist die Vermutung aufgetaucht, daß sich unter diesem Fransenbesatz, als der sich das vermeintliche Röckchen herausstellt, ein wenn auch nur kurzer Leinenrock befunden haben könnte. Da aber die Gerbsäure der Eiche nur Wolle erhalten hat, wäre das Leinen im Laufe der Jahrtausende vergangen. Der Frau war eine Wolldecke von fast 4 Metern mitgegeben. Aus den im Sarg gefundenen Blumen läßt sich schließen, daß das Begräbnis im Sommer stattgefunden hat.

Unser Bild (Abb. 26) zeigt die Totenfeier am offenen Sarg eines frühverstorbenen Mädchens. Die Großmutter, die Eltern, Geschwister und nahe Anverwandte verharren in stummer Trauer.

## Germanisches Totenhaus

Durch die Erforschung der bronzezeitlichen Hügelgräber erfuhren wir, daß die Germanen ihre Toten in Baumsärgen bestattet haben. Einen neuen Beitrag zur Kenntnis des germanischen Totendienstes dieser Zeit brachte die Untersuchung eines Hügelgrabes in der Feldmark Sottoff, Kreis Harburg, das eine bisher nur in zwei ähnlichen Beispielen bekannte Grabform zeigt. Man fand hier ein sogenanntes Totenhaus. Durch vorsichtiges Abtragen des Hügels konnte aus der Steinlage und aus den verkohlten Balken geschlossen werden, daß das Hügelgrab über einem abgebrannten Haus von rechteckigem Grundriß errichtet gewesen war.

Man muß heute staunen über den sorgfältigen Einbau der behauenen Pfosten und die für diesen Bau überhaupt aufgewendete Arbeit, die nicht anders für ein dauerhaft gebautes Wohnhaus geleistet worden sein kann.

Unser Bild (Abb. 27) zeigt ein solches Totenhaus, in dem der Verstorbene aufgebahrt liegt. Die Totenfeier erreicht ihren Höhepunkt mit der Verbrennung des Hauses. Wenn es dann in der Glut zusammensinkt, wird das Trauergefolge Erde und Steine herbeitragen, um den Brandschutt zuzudecken. Später wird noch ein Hügel aus Steinen und eine Erdschicht darübergewölbt.

*(Fortsetzung im nächsten Heft)*

## Unseren jüngsten Gefährten
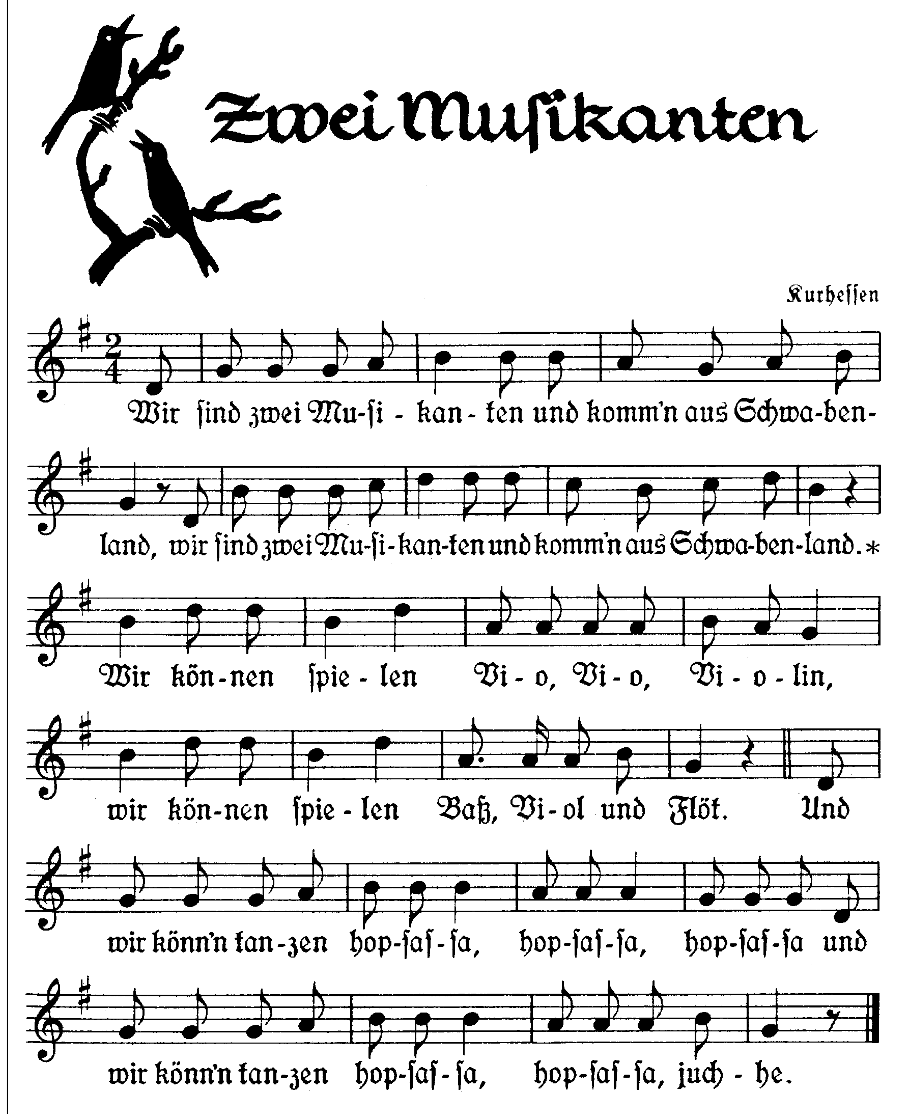
### Rätsellieder-Tafel



Acht lustige Kinderlieder
findet jeder im Bilde wieder.

Ratet hin, ratet her!
Diesmal ist es gar nicht schwer!

(1. Es klappert die Mühle am rauschenden Bach – 2. Fuchs du hast die Ganz gestohlen – 3. Alle meine Entchen schwimmen auf dem See – 4. Hänschen klein, ging allein – 5. Der Kuckuck und der Esel – 6. Ein Männlein steht im Walde – 7. Häschen in der Grube – 8. Hopp, hopp, hopp, Pferdchen lauf Galopp.)




**Spielanleitung:**

Die Kinder gehen im Kreis herum, in der Mitte gehen zwei Kinder in entgegengesetzter Richtung. Bei * bleibt der Kreis stehen, die beiden Kinder in der Mitte treten vor zwei andere, ahmen die Instrumente nach und tanzen. Die ausgewählten Kinder kommen mit in den Kreis. In Schweden gibt es zu derselben Melodie das Lied: „Wir sind Musikanten und kommen aus Skavaborg".




## Priester vor Gericht wegen Mißbrauch

**Fälle sexuellen Mißbrauchs durch Priester der katholischen Kirche werden meistens erst dann bekannt, wenn sie bereits strafrechtliche Konsequenzen für den Täter haben. Die Deutsche Presse-Agentur hat einige Mißbrauchsfälle aus den vergangenen Jahren in Deutschland aufgelistet. Sie haben allesamt überregional für erhebliches Aufsehen gesorgt.**

**1993:** Ein 44 Jahre alter Pfarrer aus dem hessischen Kreis Bergstraße wird wegen sexueller Nötigung zweier Mädchen zu zwei Jahren Haft mit Bewährung verurteilt. Richter befinden ihn für schuldig, zwei damals 14 und 16 Jahre alte Schwestern in vier Fällen missbraucht zu haben. Der Priester hatte die Taten vor Gericht gestanden.

**1994:** Ein katholischer Pfarrer aus der nordrhein-westfälischen Stadt Krefeld wird wegen sexuellen Mißbrauchs an einem neunjährigen Jungen zu vier Jahren Haft verurteilt.

**1995:** Gegen einen 44 Jahre alten Pfarrer aus Gilching in der Nähe von München wird wegen des Besitzes von Kinderpornos auf Videokassetten ermittelt. Der Pfarrer wird daraufhin von seiner Landeskirche vom Dienst suspendiert.

**1995:** Ein 67 Jahre alter Pfarrer aus dem niedersächsischen Hildesheim wird in den Ruhestand versetzt. Er hatte zuvor zugegeben, sich an mehreren minderjährigen Jungen vergangen zu haben. Es gab in diesem Fall allerdings kein kirchliches Gerichtsverfahren, da die Taten des Pfarrers bereits verjährt waren.

**1996:** Ein 47 Jahre alter Pfarrer in Wangen/Allgäu verzichtet nach Vorwürfen sexueller Verfehlungen auf sein Pfarramt. Das Ordinariat hatte ihn bereits beurlaubt. Ein Gerichtsverfahren wird schließlich eingestellt.

**1996:** Ein 65 Jahre alter katholischer Priester aus Haren im Emsland wird zu zwei Jahren Haft auf Bewährung und darüber hinaus zu einer Geldstrafe verurteilt. Der inzwischen pensionierte und in einem Kloster lebende Pfarrer soll sich acht Jahre lang in insgesamt 225 Fällen an 14 Meßdienern und Erstkommunikanten vergangen haben.

**1998:** Ein 67 Jahre alter Pfarrer aus dem oberschwäbischen Bergatreute wird wegen sexuellen Mißbrauchs zu neun Monaten Gefängnis auf Bewährung verurteilt und muß zudem eine Geldstrafe in Höhe von 5000 Mark zahlen. Er soll im Religionsunterricht an einer Schule mehrfach zehn bis zwölf Jahre alte Mädchen belästigt haben.

**1999:** Ein 39 Jahre alter Pfarrer aus dem schwäbischen Ort Wald wird zu dreieinhalb Jahren Haft verurteilt. Ihm halten die Ermittler sexuellen Mißbrauch in 59 Fällen vor. Opfer waren zwei Jungen und ein Mädchen im Alter zwischen elf und 14 Jahren.

**2000:** Ein katholischer Pfarrer aus dem Landkreis Coburg in Bayern wird wegen sexuellen Mißbrauchs von Kindern zu einer Bewährungsstrafe von zwei Jahren verurteilt. Der 60 Jahre alte Mann soll sich an drei Jungen im Alter von neun und elf Jahren vergangen haben. Ein Vater hatte ihn während des Weihnachtsgottesdienst in der Kirche des Mißbrauchs seines Sohnes bezichtigt.

**2000:** Ein 45 Jahre alter Priester aus Südbaden wird wegen schweren sexuellen Mißbrauchs von Kindern zu zwei Jahren Haft ohne Bewährung verurteilt. Der Pater, der einer konservativen Bruderschaft angehörte, hatte sich an zwei Jungen im Alter von sechs und acht Jahren sexuell vergangen und einen von ihnen zum Oralverkehr gezwungen.

**April 2002:** Ein 40jähriger Pfarrer aus dem bayerischen Ort Sandberg erstattet bei der Polizei Selbstanzeige, daß er ei-

nen Jungen sexuell mißbraucht hat. Die Diözese Würzburg entbindet daraufhin den Mann mit sofortiger Wirkung von seinen priesterlichen Pflichten und informiert die römischen Behörden der katholischen Kirche – es ist das erste Mal, daß ein solcher Rapport an den Vatikan öffentlich bekannt wird.

**Juli 2002:** Das Bistum Mainz beurlaubt einen Priester aus Rüsselsheim im südhessischen Kreis Groß-Gerau. Er steht im Verdacht des sexuellen Mißbrauchs eines Jugendlichen. Der Priester soll sein Unwesen über Jahre hinweg unbemerkt getrieben haben.

## Verschweigen, Verleugnen, Vertuschen

Da diese Verbrechen schon seit Jahrhunderten von Priestern begangen und erstmals im Dritten Reich strafrechtlich verfolgt wurden gegen den Protest der Kirche, stellt sich die Frage, wie der Vatikan damit heute umgeht. Zu einem Umdenken haben nicht sittliche Einsicht, sondern Schadensersatzprozesse in den USA mit millionenschweren Beträgen geführt.

2001 veröffentlichte der Vatikan ein Dokument mit dem Titel „Sacramentum sanctitatis tutela". Es beinhaltet kaum öffentlich gemachte, aber bedeutsame Gesetzesänderungen. Mit diesem Dokument weist der Heilige Stuhl alle Bischöfe an, sofort die Kongregation für Glaubenslehre (ehemalige Inquisitionsbehörde) zu informieren, wenn von einem potentiellen Fall sexuellen Mißbrauchs an einem Kind durch einen Geistlichen zu erfahren ist. Das gleiche Gesetz verbietet Bischöfen und anderen kirchlichen Dienststellen, Maßnahmen zu ergreifen, die über eine erste Untersuchung hinausgehen.

Nun könnte man meinen, die Fälle würden dadurch rascher aufgeklärt, die Öffentlichkeit würde gar fundiert über Maßnahmen unterrichtet. Diese Annahme ist aber leider falsch. Denn von nun an unterliegen diese Fälle „dem pontifikalen Geheimnis". Was nichts anderes heißt, als daß die Verbrechen noch besser vertuscht und vor der Öffentlichkeit geheim gehalten werden. Geschwätzigen niederen Klerikern soll so ein Maulkorb verpaßt werden. Denn das Gesetz ermächtigt den Heiligen Stuhl, denjenigen zu bestrafen, der Informationen über sexuellen Mißbrauch öffentlich weitergibt. Der Vatikan hat Angst vor der Öffentlichkeit. Denn er gibt in einem Schreiben an die deutschen Bischöfe am Gründonnerstag 2002 zu bedenken, „daß Priester, welche die Gnade ihrer Weihe verrieten und schwerwiegende Skandale in der Kirche verursachen, auf die Gemeinschaft aller Priester ein zweifelhaftes Licht werfen, auch auf jene, die über alle Anschuldigungen erhaben sind."

Zwischen den Zeilen ist klar zu lesen: Es soll der Öffentlichkeit ein geschöntes Bild der kath. Kirche vermittelt werden. Der Bischof kann bei Verdacht lediglich eine Voruntersuchung einleiten. Wird diese erhärtet, dann geht das Verfahren automatisch an den Vatikan und in das „pontifikale Geheimnis" über. Der Bischof oder ein anderer innerhalb der Kirchenhierarchie darf den Fall nicht öffentlich anzeigen.

Dies bedeutet aber, daß die kath. Kirche in Deutschland gemäß ihrem eigenen Recht nicht verpflichtet ist, staatlichen Behörden Mißbrauchsfälle anzuzeigen, damit diese Untersuchungen durchführen können. Das ist eine direkte Verletzung deutschen Rechts, vor allem von Artikel 332c. Denn dort besteht eindeutig die Verpflichtung, Fälle sexuellen Mißbrauchs staatlichen Behörden anzuzeigen, sowie Opfern von unzüchtigen Angriffen beiseite zu stehen, sobald man hiervon erfährt.

## Mißhandelt im Namen der katholischen Kirche

**Besonders in den USA sind viele tausende Mißbrauchsfälle bekannt geworden. Über den hohen Zahlen gerät oft das Einzelschicksal aus dem Blickfeld. Wir bringen deshalb hier ausführlicher das Schicksal von Carola K., die ihre Kindheit und Jugend in verschiedenen katholischen Heimen Deutschlands verbrachte, wobei ihre Leidensgeschichte 3803 n. St. zu einer Anklage führte. Sie berichtet:**

*„Meine Kindheit liegt mir wie unlösliche schwarze Lackfarbe auf meiner Seele!* Was mich immer wieder kränkte, waren die ständigen Drohungen, uns in eine Irrenanstalt zu stecken, wenn wir uns nicht fügen wollten. In der Tat ist meine Schwester Gabi im Alter von ca. 8 Jahren in Gangelt in die Psychiatrie eingewiesen worden. Immer wieder verschwanden *Jungs und Mädchen aus den Gruppen. Wenn wir dann nachfragten, wurde uns von den Nonnen bestätigt, daß die bösen Kinder in die Irrenanstalt kämen.* Dies versahen sie mit dem Merksatz: Das passiert dir auch, wenn du nicht das machst, was ich will!! Dieser Satz liegt mir noch heute in den Ohren.

Eines Abends hatten meine Schwester und ich uns mit einer Kissenschlacht die Langeweile vertrieben. Schwester Theofriedis hörte uns und stand plötzlich mit dem Handfeger in der Tür. Sie schlug damit auf uns ein. *Meine Hände, mit denen ich versuchte, die Schläge abzuwehren, bluteten.* Erst als auch aus der Nase dicke Blutstropfen austraten und ich am Boden lag, hörte sie auf. Zur Strafe wurde ich in den am meisten gefürchteten Keller gesperrt, wo ich im Dunklen die Nacht verbringen mußte. Am nächsten Morgen durfte ich nicht zur Schule, da ich grün und blau geschlagen war. Die Schwester gab mir kalte Umschläge, die ich auf die Wunden legen sollte, damit die Schwellungen zurückgingen.

Als ich ungefähr 10 Jahre war, geschah folgendes: Ich spielte an der Schaukel bei Don Bosco mit dem Sand. Auf einmal eilte Schwester S. aus dem Haus und zerrte mich an den Haaren ins Heim. Ohne Worte und ohne Grund schlug sie mit dem Kleiderbügel immer wieder auf mich ein. Hauptsächlich traf sie mich auf meinen Kopf. Mein Schreien und Wimmern brachte sie nicht davon ab. Im Gegenteil! *Als ich blutete und mich vor Schmerzen auf dem Boden krümmte, schrie sie mich an.* Ich solle aufstehen, weil sie mich in gebückter Haltung nicht richtig treffen könne. Erst als sie mit Schwester T. telefonierte, erfuhr ich den Grund meiner Prügel. Ich hätte mich zuchtlos und unanständig verhalten, weil ich mich mit gespreizten Beinen in den schmutzigen Sand gesetzt habe. Dann schlug sie wieder auf mich ein. Sie befahl mir, mich auf einen Stuhl zu setzen und beide Beine hoch zu strecken. Dann schlug sie mit dem Bügel auf meine Knie ein, weil dort der Schmutz war. *Ich schrie vor Schmerzen, bis ich die Orientierung verlor und vom Stuhl fiel.* Die Schmerzen an meinen Knien empfand ich schlimmer, als die auf meinem Kopf. Sie hörte erst auf, als ein Mädchen aus ihrer Gruppe uns entdeckte und vor Schreck laut schrie.

Schließlich zerrte Schwester S. mich an den Haaren aus dem Haus von Don Bosco bis zu der Gruppe, in der ich bei Schwester T. lebte. Sie erwartete mich bereits mit einem Bügel in der Hand. Alles tat mir weh. Ich konnte kaum auf meinen Beinen stehen, weil mir die Knie so schmerzten. Schwester S. packte mich am Kragen und warf mich brutal in einen kleinen Raum neben dem Eingang. Die Tür wurde abgeschlossen und ich sollte warten, bis mich Schwester T. verhören würde. Die Strumpfhose klebte an meinen Knien durch das ausgetretene Blut fest. Ich konnte dicke blaue Flecken erkennen. Es tat so weh, und ich hatte schon Angst vor Schwester Theofriedis. Schließlich kam sie in die Garderobe und verhörte mich. Sie legte den Bügel zur Seite, nahm mit einer Hand meine Hände fest und schlug mit der anderen mir mehrmals ins ungeschützte Gesicht. Ich fühlte, wie sich das Blut in den Wangen sammelte und glühte. Zur Strafe bekam ich noch einen Monat Spielverbot. *Meine Wunden auf dem Kopf und den Knien wurden weder beachtet noch ver-*

*sorgt.* Ich sollte mir lediglich das Gesicht waschen, damit niemand sah, daß ich weinte.

Das war nicht das einzige Mal, daß Schwester S. mich mißhandelt hat. Ich habe sie wegen ihrer Brutalität gehaßt und glaubte, Glück gehabt zu haben, nicht in ihrer Gruppe groß geworden zu sein. Doch alle Gruppenschwestern waren so brutal. Seit dem 20sten Lebensjahr leide ich unter Panikattacken und Platzangst, seit einigen Jahren auch unter Weichteilrheuma, Migräne und Organschmerzen. Ich möchte kein Mitleid. Das einzige, was ich möchte, ist, daß alle Welt wissen soll, was uns im Namen der kath. Kirche angetan wurde. Ich möchte das Schweigen brechen."

Ihre Schilderungen belegen das, was der bekannte Kirchenkritiker und Historiker Karl Heinz Deschner zurecht erkannte: *„Nach intensiver Beschäftigung mit der Geschichte des Christentums kenne ich in Antike, Mittelalter und Neuzeit, einschließlich und besonders des 20. Jahrhunderts, keine Organisation der Welt, die zugleich so lange, so fortgesetzt und so scheußlich mit Verbrechen belastet ist wie die christliche Kirche, ganz besonders die römisch-katholische Kirche.* Diese Erklärung, durch die von mir verfaßten oder herausgegebenen kirchenkritischen Publikationen bereits gedeckt, wird durch meine (vorerst auf mindestens fünf Bände angelegte) *‚Kriminalgeschichte des Christentums'* weiter erhärtet werden und solange gültig sein, bis dem von mir erbrachten und wohlfundierten Material irgendwann irgendjemand ein ebenso wohlfundiertes Material gegenüberstellen kann, das irgendeine andere Organisation der Welt genau so lang, so fortgesetzt und so scheußlich belastet." (Karheinz Deschner, Die beleidigte Kirche, S. 42).

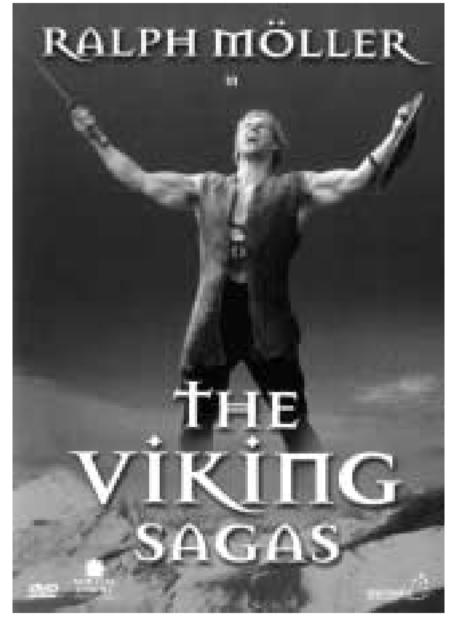
Es ist ein Skandal, daß kirchlich geleitete Kinderheime nicht geschlossen werden, und daß nicht schon viel früher, als die ersten Kinder durch die Quälereien irrsinnig wurden, die Strafverfolgung aufnommen wurde! Wie die milden Strafen bei Mißbrauchsfällen durch Priester zeigen, wird nach wie vor durch die Geriche alles getan, um die Schwere der Vergehen zu bagatellisieren.




## Viking Sagas

Bei diesem 3795 n. St. auf Island gedrehten und auch auf DVD erhältlichen Film handelt es sich um eine fiktive Geschichte aus der frühen Besiedlungszeit Islands, welches damals in Bezirke eingeteilt wurde, denen jeweils ein Gode, der vor allem als Gesetzesprecher beim jährlichen Allthing fungierte, vorstand.

*Zum Inhalt:* Wikingerführer Vadgard der Wolf (Raimund Harmstorf, bekannt geworden durch seine Rolle als „Seewolf") wurde in einer blutigen Schlacht von seinem Erzfeind Ketil (Hinrik Olafson), der die Alleinherrschaft über die Insel anstrebt, besiegt. Er liegt im Sterben. Es gelingt ihm aber, trotz seiner tödlichen Verwundung seinem Sohn Kjartan (Ralf Möller) zur Flucht zu verhelfen. Diesem gelingt es, auf den Hof des Gesetzessprechers Magnus zu fliehen, wo er zunächst freundlich aufgenommen wird. Dessen schöne Tochter Gudrun (Ingibjörg Stefansdottir) verliebt sich in den Fremden, doch ist sie gegen ihren Willen mit Ketils Vetter verlobt worden. Sie wird bald darauf von Kjartan schwanger. Doch schon wenig später stöbern Ketils Männer sie auf und es kommt zum tödlichen Konflikt zwischen Kjartan und dem Bräutigam. Kjartan flieht zusammen mit dem erfahrenen, aber wegen eines Mordes geächteten Krieger Gunnar (Sven-Ole Thorsen) in die Berge, wo er von diesem das Kämpfen lernt.




Um seinen Vater zur rächen, will Kjartan Ketil töten, doch er wird durch einen Pfeil verwundet und muß sich erneut verstecken. Zusammen mit Gudrun begibt er sich in eine verlassene Hütte, während Ketils Männer deren Familie niedermetzeln. Da Gudrun das Amt des Gesetzessprechers nun von ihrem Vater erbt, plant Ketil, durch sie das Allthing zu beeinflussen und läßt sie entführen. Als dieses stattfindet, tauchen plötzlich Kjartan und Gunnar auf und kämpfen zusammen mit anderen rechtschaffenen Männern gegen Ketil, der schon bald durch Kjartan fällt. Damit ist der Kampf entschieden und das Gesetz auf Island gesichert. Gudrun gebiert einen Sohn, der als Erwachsener ein Gode wird. –

Im Vergleich zu allen anderen Wikingerfilmen ist „Viking Sagas" ziemlich realitätsnah; die Geschichte hätte sich zumindest teilweise so zutragen können. Auch die Ausstattung der Schauspieler an Waffen, Kleidung und ähnlichem wirkt vor der grandiosen isländischen Landschaft als Kulisse überzeugend.

Lediglich der „Opfertod" von Kjartans Vater hat wohl so niemals stattgefunden: Um sich selbst Odin zu opfern, wickelt er zu diesem Zweck seine Eingeweide um einen Runenstein – daß ein solches Opfer ganz anders vonstatten ging, ist bekannt.

Der gesamte Film spart nicht an blutigen und grausamen Szenen, aber wer z. B. Heft 24 aus der Schriftenreihe der Artgemeinschaft „Germanisches Heldentum" von Gustav Neckel gelesen hat, der kann sich vorstellen, wie hart und teilweise brutal die Wirklichkeit in der Frühzeit unserer Vorfahren gewesen ist. Und besonders wirklichkeitsnah wirkt dieser Film u.a. dadurch, daß solche Szenen nicht weggeblendet oder abgeschwächt, sondern in ihrer ganzen grausamen Wirklichkeit gezeigt werden. Insgesamt gesehen könnte dies wirklich ein Drehbuch sein, als wäre es aus Gustav Neckels „Germanisches Heldentum" entnommen.

Kritiker dieses Filmes stören sich daran, daß er angeblich ein einfallsloses Drehbuch habe. Ihnen fehlt wahrscheinlich das übliche „Hollywood"-Märchengeschehen drumherum, bei dem alles verniedlicht, verfälscht, verharmlost, übertrieben oder verkitscht wird.

Der Sprecher zwischen den Szenen wird als „Märchenonkel" bezeichnet, obwohl er nur sachliche Hintergründe erläutert, die historisch keinesfalls falsch sind.

Auch stört man sich daran, daß der „Held" blond und immer glattrasiert sei. Historische Messer-Funde bringen es an den Tag: Der Mann überläßt schon seit tausenden von Jahren seinen Bartwuchs nicht dem Zufall, sondern der Rasur. Man sehe sich nur die vielen bildlichen Darstellungen (z. B. von W. Petersen) schon über die Bronzezeit an: Meistens waren es glattrasierte Männer.

Bemerkenswert an „Viking Saga" ist auch, daß es außer dem englischen Titel

des Films keinerlei Anglizismen gibt. Der Film ist zwar eine US-isländische Produktion, aber ausschließlich in Island mit deutschen und isländischen Schauspielern gedreht worden (wie man unschwer an den Namen der Schauspieler erkennen kann).

Nach Aussage von Hauptdarsteller Ralf Möller lief der Film seinerzeit in den Kinos nicht so gut, weil man kein Wikingerschiff zur Verfügung hatte, und ein Wikingerfilm ohne Wikingerschiff sei so wie ein Western ohne Pferde.

Dem kann ich nur entgegensetzen: Auch die Wikinger waren nicht nur mit ihren Schiffen unterwegs. Gerade, weil diese fiktive Geschichte ohne Wikingerschiffe auskommt, kann man sie jederzeit auch auf jedes andere germanische Siedlungsgebiet übertragen. Und für interne Sippenfehden auf Island – worum es ja in diesem Film geht – waren im allgemeinen auch keine Schiffe nötig.

Alles in allem ein guter Film – aber wegen seiner schonungslosen blutigen Szenen gewöhnungsbedürftig – nichts für Gefährten, die kein Blut sehen können – und vor allem nichts für Kinder!

*Jürgen Mosler*




## Die Selbstgeißler im spanischen San Vicente de la Sonsierra

Einer der schauerlichsten Traditionen frönen am Karfreitag zur Mittagszeit die Büßer im Ort San Vicente de la Sonsierra in der Weinregion La Rioja im spanischen Baskenland.

Gespenstische Bilder präsentieren sich dem Zuschauer am Straßenrand: Verhüllte Gestalten, die Füße mit schweren Ketten zusammengebunden, quälen sich mit schweren Kreuzen durch die Stadt …

Gebeugte Gestalten ziehen durch das baskische Städtchen über den Grat des Kalvarienbergs, in lange Gewänder gehüllt und weiße Kapuzen mit Augenschlitzen. Sie gehen barfuß, manche mit Knöchelketten. In ihrem Sog eine Walze aus Himmel und Menschen: schwarzverschleierte Frauen, die „Marien“, Träger von Kreuzen und Heiligenbildern, ein Pfarrer, Schaulustige … Schläge auf nacktes Fleisch.

Plötzlich streift der erste Vermummte seinen Umhang ab und legt den Rücken frei. Ein Laienbruder reicht dem Büßer, dem „disciplinante“, eine Baumwollpeitsche. Unter den inbrünstigen Gesängen der Marien zerschneiden bald schwere Streiche die Luft. Die Schläge treffen das nackte Fleisch, das sich schmerzvoll zusammenzieht. Wieder und wieder lassen die Büßer, die Picaos, die kiloschweren, groben Wollstränge durch die Luft schwingen und aufs eigene Fleisch klatschen. Nach zehn, fünfzehn Minuten ritzen Mitglieder der Bruderschaft Vera Cruz die Blutergüsse mit einer mit Glassplittern gespickten Wachskugel. Zwölf Wunden, für jeden Apostel eine. Danach reihen sich die Büßer wieder in den Zug ein, fahren fort mit dem selbstquälerischen Glaubensbekenntnis, jetzt mit blutüberströmten Rücken.

Zwischen den Zuschauern halten Polizisten mit Eisenstangen eine Schneise für die Geißler frei, im Sonnenlicht wanken die disciplinantes ihrem Ziel entgegen.

Die Geschichte der picaos, der österlichen Selbstgeißler von San Vicente de la Sonsierra, reicht bis ins späte Mittelalter zurück. Der Sinn damals wie heute: freiwillige Buße aus „tiefem Glauben“ heraus oder einfach „gottesfürchtige Ehrerbietung“.



Keine Buße ohne Spielregeln: Der Geißler muß volljährig sein und – sofern er nicht der Bruderschaft angehört – ein vom örtlichen Pfarrer unterzeichnetes Schriftstück beibringen, das seine Frömmigkeit bezeugt.

Weniger blutrünstig, aber nicht minder opferbereit ist die Buße, die sich die Bewohner des Ortes Valverde de la Vera, ganz im Westen des Landes, in der Extremadura, auferlegen. Mit nackten Oberkörpern lassen sich die Männer Arme und Torso mit einem grobschlächtigen Hanfseil an einen Holzbalken fesseln. Als lebende Kreuze verleihen die Empalaos in der Nacht zu Karfreitag den Schweigeprozessionen eine drastische Note. Ein Schleier über dem Gesicht wahrt die Identität der „Gepfählten“, als schmerzhaftes Detail sitzt eine Dornenkrone fest auf dem Haupt.



## Israelische Soldaten trieben Leichenschändung

Israelische Soldaten haben laut einem Zeitungsbericht für Fotos mit getöteten Palästinensern posiert. Die israelische Zeitung „Yediot Ahronot“ meldete, bei einem der Vorfälle hätten Mitglieder einer streng religiösen Armee-Einheit mit der Leiche eines Palästinensers gespielt, der bei der Explosion seines Sprengsatzes getötet worden war.

Ein Kommandant ließ sich dem Bericht zufolge sogar mit einem abgetrennten Kopf abbilden, der auf einen Eisenpfahl gesteckt und mit einer Zigarette im Mund „wie eine Vogelscheuche“ ausgesehen habe. Fotos mit ähnlichen Motiven seien auch unter den Soldaten verkauft worden, hieß es. Das Aufnehmen solcher „Erinnerungsfotos“ mit getöteten Palästinensern würde dem Bericht zufolge zu einem echten „Phänomen“.

Die israelische Friedensbewegung „Shalom Ahschav“ (Frieden Jetzt) sprach von einem „erschütternden Beweis für den moralischen Verfall“ der israelischen Armee beim Einsatz in den Palästinenser-Gebieten.

*Nach langem Warten ist er endlich da, mein Bruder*

# *Friedrich Ansgar*

*geb. am 15. 06. 3804*

*die stolze Schwester Thora Alina und meine Eltern Frank und Nicolle*

Handle so, daß Du überzeugt sein kannst, mit Deinem Handeln auch Dein Bestes und Äußerstes dazu getan zu haben, die Menschenart, aus der Du hervorgegangen bist, bestands- und entwicklungsfähig zu halten.

Erwin Guido Kolbenheyer




## Buchbesprechung

**Alldeutscher Jahrgothweiser 2005**
Medieninhaber: Ing. Ewald Friesacher, Postfach 1, A-9010 Klagenfurth, 18 €

Die üblichen Kalender gehen von einem etwas modifizierten julianischen Kalender aus, also einem Kalender, der mit den Mondumläufen nicht übereinstimmt. Dieser Kalender hat den Vorzug, uns in den Mondkreislauf einzubinden. Die „Monate“ waren ursprünglich ja Mondmonate, und durch die schematischen Monatszeiten wird dies verschleiert. Bei nicht wenigen Menschen sind aktive und passive Phasen in ihrem Schaffensdrang mit dem Mond verknüpft, so daß sie einen solchen Kalender begrüßen werden. Hinzu kommt, daß auf den Rückseiten der Kalenderblätter eine Reihe wissenswerter Beiträge sind, beispielsweise über Armin, deutsche Vornamen u. a. Sehr zu empfehlen! *J.R.*




## Heidenspaß

Ein Mann in Belfast ist auf dem Weg vom Pub nach Hause. Plötzlich kommt ein Kerl mit einer Pistole auf ihn zu: „Katholik oder Protestant?“ Der Mann weiß nicht, was er antworten soll. Vor lauter Angst, erschossen zu werden, antwortet er: „Ich bin Jude!“ Der andere Mann mit der Pistole strahlt über das ganze Gesicht: „Oh Mann, ich bin heute Nacht wahrscheinlich der glücklichste Araber in ganz Belfast!“

*

Randverfügung auf dem Gesuch eines Pfarrers um Bewilligung eines Zuschusses zum Unterhalt seines Pferdes:

„Es heißt nicht: reitet in alle Welt, sondern gehet in alle Welt und prediget den Völkern.“

*Friedrich der Große*

*Gemeingermanischer ergänzter Futhark:*

ᚠ ᛒ ᚲ ᛞ ᛖ ᚠ ᚷ ᚺ ᛁ ᛃ ᚴ ᛚ ᛗ ᚾ ᛟ ᛈ ᛩ ᚱ ᛋ ᛏ ᚢ ᚡ ᚹ ᚷ ᛣ ᛉ

A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z Ä Ö Ü

Die Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. ist die größte heidnische Gemeinschaft Deutschlands (dazu noch Mitglieder in anderen germanischen Völkern) mit tiefreichenden Wurzeln. Sie wurde 1951 gegründet und vereinigte sich 1965 mit der Nordischen Glaubensgemeinschaft e.V., die 1928 gegründet worden war und sich 1954 in Nordisch-religiöse Gemeinschaft umbenannt hatte. Mit den bereits 1924 gegründeten Nordungen fand 1983 die Vereinigung statt. In der Artgemeinschaft wird ferner das Gedankengut der 1913 von Ludwig Fahrenkrog gegründeten Germanischen Glaubens-Gemeinschaft (GGG) fortgeführt und weiterentwickelt, nachdem diese 1957 ihre Tätigkeit eingestellt hatte, im Vereinsregister gelöscht wurde, und die Reste ihrer aktiven Mitglieder zur Artgemeinschaft bzw. Nordisch-religiösen Gemeinschaft gekommen waren.

Wir können auf eine jahrzehntelange Erfahrung bei der Neugestaltung eines uns gemäßen Glaubens verweisen, da wir die älteste germanisch-heidnische Glaubensgemeinschaft mit durchgängigem Wirken sind. Bei uns finden Sie nicht nur ein reges Gemeinschaftsleben auf den regelmäßig wiederkehrenden Gemeinschaftstagen, sondern über die „Nordische Zeitung“, zwei Schriftenreihen, eine Buchreihe sowie Einzelschriften auch eine geistige Auseinandersetzung mit dem Christentum, Darstellung alter Bräuche und die Durchformung eines arteigenen Glaubens. Wegen der großen Nachfrage sind von zahlreichen Veröffentlichungen, die wir herausgebracht haben, viele bereits vergriffen. Nur wenn Sie laufend mit uns Verbindung pflegen, können Sie mithin sicher sein, auch alle neuen Veröffentlichungen von uns zu bekommen.

Sie haben neben Abrufen unserer Darstellung aus dem Internet (www.asatru.de) drei Möglichkeiten, mit uns in Verbindung zu bleiben, wozu Sie bitte den Vordruck in diesem Heft verwenden.

- Die am wenigsten verpflichtende ist, daß Sie die NORDISCHE ZEITUNG für 18,– € einschließlich Versand jährlich bestellen.
- Wenn Sie auch zu Tagungen eingeladen und über die gemeinschaftsinneren Angelegenheiten im Bild sein wollen, aber nicht aus einer Bekenntnis- oder anderen Religionsgemeinschaft austreten oder sich noch nicht neu binden möchten, können Sie FÖRDERER werden. Als Förderer bezahlen Sie einen Beitrag nach Selbsteinschätzung, mindestens aber 55,– € im Jahr, worin der kostenlose Bezug der Nordischen Zeitung, unseres Gefährtschaftsbriefes und unserer Flugblätter, ferner der Neuerscheinungen der „Schriftenreihe der Artgemeinschaft“ enthalten ist.
- Wenn Sie keiner Bekenntnis- oder Religionsgemeinschaft angehören und sich neu binden wollen, das „Artbekenntnis“ und das „Sittengesetz unserer Art“ voll bejahen sowie überwiegend nordisch-fälische Menschenart verkörpern, können Sie Antrag auf Aufnahme als MITGLIED in die Artgemeinschaft stellen. Sie zahlen einen Monatsbeitrag (nach Selbsteinschätzung) in Höhe von mindestens 1 % des Nettoeinkommens. Mindestbeitrag ist ein Betrag von 5,– € je Monat. Im Mitgliedsbeitrag eingeschlossen ist die kostenlose Lieferung der Nordischen Zeitung und des Gefährtschaftsbriefes, unserer Mitteilungen und Flugblätter, von Neuerscheinungen der „Schriftenreihe der Artgemeinschaft“ und der Reihe „Werden und Wesen der Artreligion“. Die Mitglieder der Artgemeinschaft sind gleichzeitig Mitglied im Familienwerk, das einen Familienlastenausgleich erstrebt, Beitrag: gestaffelt (von € 0,– bei drei Kindern bis € 95,– bei kinderlos jährlich, Ermäßigung möglich). Ferner haben Mitglieder einen Arbeitsdienst von $3^1/_2$ Tagen im Jahr in einem unserer Gemeinschaftsheime zu leisten, bei Nichterfüllung für jeden nicht geleisteten Tag 50 € zu zahlen. Mit Eingang Ihres Antrages auf Aufnahme werden Sie zunächst im Regelfall ein Jahr als Anwärter bis zur endgültigen Entscheidung über Ihre Mitgliedschaft geführt und haben in dieser Zeit bereits die Beiträge zu zahlen, erhalten andererseits die für Mitglieder bestimmten Leistungen mit Ausnahme der Mitteilungen. Die Entscheidung über Ihre Aufnahme fällt im Regelfall erst, nachdem Sie einen unserer Gemeinschaftstage besucht haben, und sowohl Sie als auch wir feststellen konnten, ob wir zueinander gehören. Wenn Sie aufgenommen wurden, haben Sie eine einmalige Aufnahmegebühr in Höhe von 30,– € zu zahlen, wofür Sie die Mitgliedsnadel, nach unserer Wahl einige noch lieferbare Schriften aus unseren Schriftenreihen und einen früheren Jahrgang der Nordischen Zeitung erhalten.